

ZEITSCHRIFT FÜR GUT UND BÖS

miromente 33

1

NIR BARAM

Gute Leute

7

PAVEL SCHMIDT

f. k.

8

LIZZIE DORON

Kol Nidre

10

TOMER GARDI

Broken German

15

ASSAF GAVRON

Auf fremdem Land

18

SAYED KASHUA

Bettwäsche

24

ESHKOL NEVO

Neuland

33

HUBERT MATT

Ingo Springenschmid

Gute Leute *Berlin, Herbst 1938*

Die aktuelle Nummer erscheint anlässlich des prominent besetzten Festivals *IsraeLiteratur*, das vom Jüdischen Museum Hohenems zusammen mit *Omanut*. Verein zur Förderung jüdischer Kunst in der Schweiz heuer zum ersten Mal veranstaltet wird. Alle sechs Autorinnen und Autoren, die in Hohenems und Zürich lesen werden, haben auch uns Auszüge aus aktuellen Texten zur Verfügung gestellt, worüber wir uns sehr freuen. Zudem enthält dieses Heft die Laudatio, die Hubert Matt anlässlich der Verleihung des Internationalen Kunstpreises des Landes Vorarlberg im Juli dieses Jahres auf Ingo Springenschmid gehalten hat.

Wir wünschen vor allem unseren AbonnentInnen eine anregende Lektüre, hoffen aber auch, speziell mit dieser Ausgabe neue Leser auf unsere Zeitschrift aufmerksam zu machen.

Abo bestellen
info@miromente.at

Weitere Informationen
www.miromente.at

Menschen begegnen Menschen. Die meisten Geschichten gehen so. Und bis einer nicht seinen letzten Atemzug getan hat, ist das Urteil der Einsamkeit nicht endgültig. Man sieht die Welt vor Menschen aus allen Nähten platzen und lässt sich verführen zu glauben, mit Leichtigkeit werde man die eigene Einsamkeit vertreiben können. Was soll daran so schwer sein? Ein Mensch tritt zu einem anderen, beide begeistern sie sich für die »Götterdämmerung« oder für die letzte Inszenierung von Hauptmann, beide haben sie Aktien von »Thompson Broken-Heart Solutions« erworben (»Das Herz ist die Epidemie des 20. Jahrhunderts«) – und schon ist ein Bund geschlossen. Fürwahr, eine schöne Illusion, die dem Staat, der Gesellschaft und dem Markt höchst nützlich ist. Denn ihretwegen kaufen auch die einsamsten Seelen Anzüge, Aktien und Automobile, werfen sich für einen Ball in Schale.

Durch das Fenster sah er sie in der Pelzjacke, die sie auch trug, als sie dieses Haus das letzte Mal verlassen hatte. Nicht aus freien Stücken hatte sie es verlassen, schließlich hielt die Welt draußen nichts für sie parat. Aber sie hatten nicht mehr das Geld, sie noch weiter zu beschäftigen. Hatten sie entlassen und ihr die weiße Pelzjacke geschenkt, die inzwischen reichlich grau geworden war. Abschied ist immer Gelegenheit für einen Neuanfang: Vielleicht passiert einem etwas Gutes, vielleicht findet sich eine andere Arbeitsstelle, vielleicht wird der Firnis der Einsamkeit rissig.

Mit kleinen Schritten kam sie näher – ein wenig zugenommen hatte sie, die Frau Stein – Schritten, die zu sagen schienen, »Nicht hersehen, hier gibt es nichts zu sehen«. Das nannte man wohl Ironie der Geschichte: Die Ereignisse der letzten Zeit in Berlin hatten Juden wie ihr gute Gründe geliefert, im Schatten Zuflucht zu suchen.

Seine Augen begutachteten die unbedeckten Teile ihres Körpers: Das flache Gesicht, gerötet von dem kalten Wind, der grazile Hals, dessen Anmut immer schon in groteskem Widerspruch zu ihrem gedrungenen Körper gestanden hatte, wie ein Kern von Schönheit, die unter anderen Lebensumständen hätte erblühen können. Ihre Einsamkeit war vollkommen, das war klar. Er hatte keinen Zweifel, dass sie, außer bei Besorgungen und Einkäufen, in den letzten Jahren kaum mit Menschen gesprochen hatte.

Ein Wagen hielt neben ihr. Zwei Männer saßen vorne. Sie sah nicht zu ihnen hin, aber aus jeder Faser ihres Körpers sprach das Wissen um ihre Existenz. Mit einer hastigen Bewegung strich sie sich eine graue Locke aus der Stirn und schritt langsam hinter eine steinerne Umfriedung. Thomas folgte dem Wagen mit den Augen, bis er unter anderen Fahrzeugen auf der Straße verschwunden war. Einen Augenblick später tauchte Frau Stein wieder auf und es schien ihm, als hätte sie sein Gesicht im Fenster bereits bemerkt.

Wie sehr hatte seine Mutter ihren Weggang bedauert. Frau Stein hatte zur Familie gehört, hatte die Leerstellen ausgefüllt – die der Schwester, die seine Mutter nicht hatte, zum Beispiel –, bis sie die scheinbar Unentbehrliche eines Tages doch entließen. Letzten Endes, als die Rente, die seine Mutter erhielt, unter der Inflation spärlich geriet und die Existenz in Gefahr stand, war Blut dicker als Tinte und die Anstellung damit beendet gewesen.

Ein Klopfen an der Tür. »Guten Tag, Frau Stein«, sagte Thomas. Sie nickte kurz und ihr strenger Blick fegte ihn zur Seite. Für eine Sekunde begegneten sich ihre Augen: Die Jahre hatten der Animosität zwischen ihnen nichts anhaben können.

Für einen Moment empfand er Genugtuung über ihre Schmach als Jüdin, die in Zeitungen, im Gesetzbuch und auf Schildern festgeschrieben war. Von nahem gewahrte er auch deren Spuren: Im Gesicht von Frau Stein hatte sich eine gequälte Gehetztheit eingegraben. Die Seele, genau wie der niedergedrückte Körper, erwartete den nächsten Schlag. Mit jedem Winkel der Wohnung vertraut, eilte sie den schummrigen Korridor hinunter und verschwand im Schlafzimmer ihrer Herrin. Er stand noch einige Zeit erstarrt an der Tür und eilte ihr dann nach. Sie hatte etwas vor, soviel war klar.

Bis er sie eingeholt hatte, hatte sie bereits Gelegenheit gefunden, ihre Jacke in den Schrank zu hängen und auf dem Bett seiner Mutter Platz zu nehmen. Deren Augen drückten keinerlei Erstaunen aus, als die Frau, die sie seit mehr als acht Jahren nicht mehr gesehen hatte, sich über sie beugte und fragte, ob sie etwas brauche. Seine Mutter verneinte. Frau Stein fragte, ob sie gut versorgt werde, und seine Mutter flüsterte ein »Ja«, das recht eigentlich ein »Nein« war. Frau Stein ergriff ihre Hand und murmelte wieder und wieder ihren Namen: Marlene, Marlene.

Thomas stellte sich vor, wie sie ganz Berlin durchquert hatte, um ihre ehemalige Dienstherrin auf dem Krankenbett zu sehen. Noch etwas abgehetzt erzählte sie gerade seiner Mutter: »Heute Morgen habe ich zufällig Herrn Stuckart getroffen. Er drehte den Kopf zur Seite, als hätte er mich nicht gesehen. Ich sagte mir, in Ordnung, schließlich bin ich es ja schon gewohnt, auf alte Bekannte zu stoßen, die winken und sich dann eiligst davonmachen, ja manchmal auch so tun, als hätten sie mich gar nicht gesehen. Aber an dem Verhalten von Herrn Stuckart war etwas Sonderbares. Ich blieb neben ihm stehen und fragte: »Mein Herr, gibt es etwas, das Sie mir sagen möchten?« Beim Namen nannte ich ihn nicht, er hätte also immer behaupten können, er kenne mich nicht. Er schlug die Augen nieder und sagte: »Frau Heiselberg ist sehr krank.««

Seine Mutter flüsterte etwas, das nicht bis zu Thomas drang, der an der Tür stehen geblieben war, und Frau Stein nickte verständnisvoll. Thomas betrachtete sie voller Abscheu: All das war ihm nur zu vertraut. Die unzähligen Morgen, an denen die beiden einander inniglich zugetan im Schlafzimmer gesessen hatten und Geheimnisse austauschten. Und jeder, der sich ihnen näherte, musste sich als Eindringling fühlen. Jetzt ordnete Frau Stein die Kissen unter dem Kopf seiner Mutter, strich ihr über das Haar, beugte sich dann hinab und vergrub ihr Gesicht an ihrer Brust. »Marlene, wie konnte es so weit kommen ...«, flüsterte sie. »Wie?«

Mit welcher Leichtigkeit die beiden Frauen den Abstand überwand, der sich in den letzten acht Jahren zwischen ihnen gebildet hatte. Als wäre ein Vorhang beiseite gezogen und eine alt vertraute Kulisse enthüllt worden: Da waren sie wieder, eine verträumte Herrin, die oft fernab der Welt zu leben schien, und eine Hausdame, die ihre beste Freundin geworden war und langsam aber stetig ihre Pflichten übernommen hatte. Jetzt schien es, als lehnten sie sich dagegen auf, dass ihnen nur noch so wenig Zeit geblieben war, als trauerten sie um die vergangenen Jahre und jede Stunde, die verrann.



miromente 33

Nir Baram
Geboren 1976 in
Jerusalem, arbeitet
als Schriftsteller,
Journalist und Lektor.
Er setzt sich aktiv
für die Gleichberech-
tigung der Palästi-
nenser und für
Frieden in Israel ein.
Gute Leute (Hanser,
2012) sowie der
Roman *Der Wieder-
träumer* (2009)
standen jeweils auf
der Shortlist des
Sapir-Prize, des
wichtigsten israeli-
schen Literatur-
preises. Mit *Gute
Leute* war Nir Baram
zudem Finalist
des *Premio Roma*
in der Sektion
fremdsprachige
Literatur. 2010
erhielt Baram den
*Prime Minister
Award for Hebrew
Literature*.

Josef K. (process)
Ölfarbe, Tusche,
Kunstharz auf Karton
63,7 × 37,9 cm

Thomas ging zurück in den geräumigen Salon. Auf Geheiß seiner Mutter waren die schweren Samtvorhänge stets zugezogen. Er knipste eine Stehleuchte an, die neben einem mit Daunenkissen bedeckten Sofa stand, und ließ seinen Blick über die Kunstgegenstände wandern – ein Auguste Rodin, der Arc de Triomphe in Porzellan, ein kleiner vergoldeter Buddha, das Geschenk eines Gelehrten, den seine Mutter als junge Frau getroffen und unter dessen Einfluss sie damals begonnen hatte, sich für fernöstliche Religionen zu interessieren. Über der Buddhastatue stand ein Bildnis von Ernst Jünger auf dem Bord, versehen mit einer Widmung, »Für Marlene, deren Neugierde so wundervoll ist«. Künstliche Pflanzen umgaben den gewölbten Kamin, der mit Delfter Fayencen verziert war. Immer schon hatte ihm die Einrichtung dieses Salons missfallen, dieser Eklektizismus, der den weiten geistigen Horizont der Hausherrin illustrieren sollte.

Er beschloss, das Geschehen im Schlafzimmer zu ignorieren, setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm letzte Korrekturen an der Rede vor, die er am Abend bei einem Treffen mit den Direktoren von Daimler-Benz halten würde. Im Laufe des Abends sollten diese Herren begreifen, dass die Milton-Group die Antwort auf alle ihre geheimsten Wünsche darstellte. Wie schade, dass die kleine Frau Stein nicht jene Zeitungsmeldungen kannte, in denen sein Name zuletzt erwähnt worden war (aus irgendeinem unerfindlichen Grunde lasen seine Bekannten niemals am richtigen Tage die richtige Seite in der richtigen Zeitung), und somit nichts von seinen Erfolgen wusste.

Auszug aus dem Roman *Gute Leute*, Carl Hanser Verlag, 2012, mit dessen freundlicher Genehmigung.
Die hebräische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Anashim Tovim* bei Am Oved in Tel Aviv.
Aus dem Hebräischen von Markus Lemke.

f.k.

**Originale: Ölfarbe, Tusche, Kunstharz auf Karton
63,7 × 37,9 cm**

Die hier gezeigten Bilder stammen aus einem Kafka-Zyklus, der zwischen 2003 und 2006 entstanden ist und erstmals im Jahr 2006 unter dem Titel »f.k.« beim Stroemfeld Verlag, Frankfurt | Basel veröffentlicht wurde, wo sie Pavel Schmidt zu ausgewählten Schriftbruchstücken der historisch-kritischen Franz Kafka-Gesamtausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte, herausgegeben von Roland Reuß und Peter Staengle, in Beziehung setzte.

oskar baum
(1883–1941)
Ölfarbe, Tusche,
Kunstharz auf Karton
63,7 × 37,9 cm

Pavel Schmidt
Geboren 1956 in
Pressburg, vormals
Tschechoslowaki-
sche Republik. Auf-
gewachsen in Mexiko
und in der Schweiz.
1978 bis 1982 Aka-
demie der bildenden
Künste München,
dort von 1983 bis 1991
Lehrfähigkeit. Seit-
her zahlreiche inter-
nationale Ausstellun-
gen. Er lebt in der
Schweiz, in München
und Paris. Wichtige
Einzelausstellungen
(zuletzt): Museum
Jean Tinguely, Basel
2008; Jüdisches Mu-
seum, Berlin, 2008;
Carpenter House,
Harvard University,
Cambridge, USA,
2011; Museum Fluxus,
Potsdam 2013.

Kol Nidre Jom Kippur

Die ganze Nachbarschaft im Sühnedienst; die Häuser menschenleer. An diesem Tag gab es für alle nur ein Haus – Gutas Synagoge. An Werktagen war es ein Wohnhaus, an heiligen Tagen verwandelte es sich in ein Haus Gottes. Im Wohnzimmer, das zum Betraum wurde, fügten sich heilige Bücher und Kultgegenstände zusammen mit den Stühlen, dem Sofa und dem Tisch. Das Schlafzimmer wurde zur Frauenabteilung umfunktioniert, und der Flur trennte, wie es das Gesetz vorschreibt, die männlichen und die weiblichen Betenden. Der Raum mit dem Thoraschrein füllte sich mit Reihen von Betern, eingehüllt in den Gebetschal.

Auf dem Rasen im Hof spielten die Kinder Fangen, Verstecken und Dreisprung. Das göttliche Jugendkulturzentrum war mit Leben erfüllt.

Helena bereitete sich wie die anderen auf Jom Kippur vor. Vor Sonnenuntergang zog sie sich weiß an, bedeckte den Kopf mit einem weißen Seidentuch, das halb wie ein Gebetschal aussah, halb wie ein Brautschleier, stellte sich auf den Balkon ihrer Wohnung im zweiten Stock und schaute zur Synagoge auf der anderen Straßenseite. »Wann wird das Jiskor gebetet?«, fragte sie diejenigen, die zum Beten hineingingen. »Ich muss sie und Gott an ein paar Dinge erinnern.«

Und mich schickte sie in den Hof zum Spielen.

Jedes Jahr, vermutlich im Voraus organisiert, stand ihr ein Kind zu Diensten, das vom Hof heraufrief: »Helena, Helena, als Nächstes kommt das Jiskor dran!« Helena verschwand vom Balkon und stand blitzschnell in der Synagoge, vor dem Thoraschrein. Mit einem Schlag wurde es still. Alle in ihren Gebetschal gehüllten Beter erstarrten. »Aber das ist die Abteilung der Männer.« Verwirrung, Verlegenheit. Anfangs versuchten einige zu erklären: »Du hast dich geirrt, geh ins andere Zimmer.« Helena schaute sie an und sagte: »Ich habe mich nicht geirrt, ich bin am richtigen Ort.« Und mit einer heftigen Bewegung drehte sie sich von den Betenden zum Thoraschrein, und ihre Stimme donnerte in die Stille: »Zur Kenntnis Gottes und zur Kenntnis der Gemeinde, ich, Helena, Spross einer Familie, die ausgerottet wurde, trete vor dich, Herr, um ein Gelübde zu erfüllen, das ich abgelegt habe, es ist ein Auftrag, den ich mir nicht ausgesucht habe. Ich erinnere an Seelen. Und nur du weißt, warum ausgerechnet ich das tun muss. Ich stehe hier an ihrer Statt. Wenn sie noch da wären, hätten sie vor dem Heiligen Schrein stehen können, und ich stünde dort, wo ich hingehöre.«

Plötzlich, den Tränen nahe, drehte sie sich um zu den Betern, deren Blicke wie gebannt an ihrem Rücken gehangen hatten. »Was starrt ihr mich so an? Das bin nicht ich, ich bin jeder, der nicht hier ist.« Und wieder wandte sie sich zum Thoraschrein. Vollkommen starr stand sie da, und ihr Seidentuch, das vorher wie ein Gebetschal oder ein Brautschleier ausgesehen hatte, verwandelte sich: Helena war in Weiß gehüllt, wie ein Toter in Leichentücher. Nach einem kurzen Moment wandte sie sich wieder an die Gemeinde. »Ich werde nur die Vornamen sagen«, erklärte sie, als leistete sie einen Schwur, »damit ihr euch, Gott behüte, mit dem Beten nicht verspätet.«

Der Rabbiner gab ein Zeichen, er verstand, dass ihm nichts anderes übrigblieb. Und Helena zählte die Namen auf: »Gott gedenke Kube, Mosche, Aharon, Selig, Judel, Kalman, Pinchas und Efraim ...« Sie begann mit den Namen der Männer und fuhr mit den Namen der Frauen fort: »Frieda, Pepa, Golda, Nina ...« Die Finger ihrer langen, schmalen Hände bewegten sich wie Kontrolleure, einer nach dem anderen, zu jedem Namen ein Finger, zu jedem Finger ein Name, und die Zahl der Finger wuchs mit der Zahl der Namen. Helenas Liste war lang.

In der Synagoge herrschte Schweigen. Den Männern war anzumerken, dass ihre Kehlen trocken und ihre Augen feucht wurden, und in der Frauenabteilung wurden Taschentücher weitergereicht, um die Tränen abzuwischen. Vom Thoraschrein zerriss eine Melodie die Luft, einer nach dem anderen stiegen dort die Namen empor – und jeder Name mit seinem eigenen Weinen. Am Ende der Liste war Helenas Weinen nicht mehr zu hören, nur noch das Weinen der ganzen Gemeinde. Am Schluss bedankte sie sich bei allen, die ihr geholfen hatten, ihr Gelübde zu erfüllen, und verließ das Bethaus.

Die Zeremonie des Jom Kippur nahm ihren vorgeschriebenen Verlauf.

Ja, so geschah es jedes Jahr an Jom Kippur, in der Synagoge unseres Viertels.

Und im Hof spielten die Kinder weiter ihre Jom-Kippur-Spiele.

Wenn Helena vom Balkon verschwand, verschwand ich aus dem Hof und schaute vom Hinterfenster der Synagoge aus zu, was sich vor dem Thoraschrein abspielte. Der Schrein verdeckte sie, verbarg ihren Blick, ihren Schmerz, aber nicht die Stimme. Anfangs hörte ich nur zu, später stellte ich mich auf die Zehenspitzen, um etwas zu sehen, und noch später genügte es mir, den Hals zu recken. So erfuhr ich jedes Jahr etwas mehr. Als ich groß genug war, wurde in unserem Viertel eine andere Synagoge gebaut, eine vornehme und prächtige, und die alte wurde geschlossen.

Helena stand weiterhin jedes Jahr auf dem Balkon, und wenn es so weit war, dass der Verstorbenen gedacht wurde, sagte sie Namen auf. Ohne Gemeinde, ohne Rabbiner, ohne Betende, nur im Angesicht Gottes.

Der Text erschien in der Anthologie *Nicht Ganz Koscher*, herausgegeben von Patricia Reimann, dtv, 2011. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Lizzie Doron
Geboren 1953 in Tel Aviv. Sie wächst in einer jiddisch sprechenden Gemeinde auf, in der sich Überlebende der Shoa angesiedelt haben. Mit 18 verlässt sie die Stadt, um als Kibbuznik auf den Golanhöhen zu leben. 1998 erschien ihr erster Roman *Lama lo bat lifne ha-milchama?* und machte sie schlagartig bekannt. Veröffentlichungen deutsch: *Warum bist Du nicht vor dem Krieg gekommen?* Jüdischer Verlag, 2004 (Suhrkamp TB, 2006); *Ruhige Zeiten*, Jüdischer Verlag, 2005; *Der Anfang von etwas Schönem*, Jüdischer Verlag, 2007; *Es war einmal eine Familie*, Jüdischer Verlag 2009. In Ihrem neuesten Buch *Das Schweigen meiner Mutter*, 2011 im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen, begibt sich die Autorin auf die schmerzhafteste Suche nach dem verschwundenen Vater.

Broken German

Drei Kinder steigen von eine U-Bahn aus. Eine heisst Abi, eine heisst Menrol, eine heisst Neftar. Es ist Sommer. Im U-Bahn steht Neftar, sein Hand hochgestreckt, hält sich zum Stange. Er hat schwarzes Haar unter sein Arm und sieht, stolz, wie Menrol es anschaut. Menrol ist dreizehn und Neftar schon vierzehn und er fragt sich selbst, Menrol, wann es bei ihm auch schon anfangen wird mit dem Haar. Dann hält das U-Bahn und Neftar öffnet die Tür und Menrol, von hinten, stösst Neftar auf eine Frau die da vor dem Tür steht. Sie schreit Neftar an und dann ist er nicht mehr so Cool mit sein Haar unter seine Ärmel und Menrol lacht und räumt weg zum Rolltreppe. Neftar räumt ihm nach und erwischt ihm am anfang von Treppe und schlägt ihm mit Faust auf sein Schulter. Dann ist Abi auch da und er sitzt auf das schwarzes Gummi Rand als die Rolltreppe die drei zum blauen Licht und Luft hoch nimmt.

Draussen gehen die drei richtung Park Frisbee spielen und Neftar nimmt von sein Tasche ein Playboy und die drei schauen sich die nackte Frauen an. Abi wünscht sich er wär jetzt allein. Menrol fragt Neftar woher er das hat und Neftar sagt, wieder gleichgültig und stolz, vom Kiosk, woher sonst? Dann steckt Neftar das Playboy zurück und redet mit Menrol und Abi über Leoma die in seine Klasse ist und man sagt sie hats schon gemacht. Morgen geht er mit ihr zum Kino und dann, nachher, wird er dass alles schon checken. Abi und Menrol fragen und sagen und versuchen das wichtigste sache im leben zu lernen, und schnell.

Von selben Ausgang den selben U-Bahn Station steigen von tiefen des betonadisches Erde fünf oder sechs Fussbal Fans aus. Die sind alle besoffen und ihr Team hat verloren. Das passiert ihren Team viel zu oft und die sind alle wütend und bitter. Menrol und Abi und Neftar hören wie sich die Gruppe an ihr nähert, laut und im suche auf Sieg. Trotzdem sagt jeder sich selbst das es wahrscheinlich nichts ist und reden wir lieber weiter normal. Die stimmen werden ihr aber näher und näher und die drei machen weiter und gehen nicht schneller und reden weiter nur um nicht leiser zu gehen, angstvoll und unheimlich. Von hinten schreit sie jemand nach Hallo ihr! Was für Sprache redet ihr da! Menrol und Abi und Neftar reden Deutsch aber kein Arien Deutsch sondern ihr Deutsch wie mein Deutsch auch

die ich rede und schreibe. Die drei gehen weiter und antworten nicht als aber von hinten sagt jemand wieder, Was es für eine komische Sprache ist, dass was ihr da redet, Jungs. Dann dreht Menrol um und sagt dass es Deutsch ist. Eftar und Abi halten mit ihm und drehen auch um. Nein sagt eine. Das ist kein Deutsch, sagt er. Was wir reden ist Deutsch, sagt er. Das was wir reden ist Deutsch. Was ihr da redet ist kein Deutsch. Die drei wollen uns, sagt er zu seine Freunde, die drei wollen uns anschein veraschen. Die drei wollen sich über uns lustig machen. Menrol dreht dann wieder um weiter zu machen und Eftar und Abi drehen auch um mit ihm als eine Flasche hinter sie zerbricht und dann fangen sie an zu rennen. Neftar schaut nach hinten und sieht vier grosse, fette Skins und sie rennen ihr nach. Die drei laufen der Strasse entlang und sind kleiner und schneller und sind nicht besoffen. Am eine ecke rennen sie rechts und weiter und dann rein in ein Treppenhaus wo sie warten bis sie aus des Glass des Türs sehen wie ihre, wie sagt mann. Verfolger? Wie ihre Verfolger vorbeilaufen.

Zuhause zählt Menrol sein Geld und es reicht nicht. Dann vier wochen lang spart er sein Tachengeld und dannach nimmt auch noch was dazu von das Geldbörse sein Mutters und dann kauft er sich ein Clip-Point, 21 centimeter, Stahlklinge Messer. Gratuliere, Menrol.

Wenn Menrol zuhause ist steckt er sein Messer im dritten Schublade unter seine Hosen und wenn er raus von zuhause geht steckt er dass Messer im Schu oder im Stiffel. Seine Ältern sind beide beschäftigt. Er sagt ihr nichts von das Messer und nichts von die ganze Affäre. Wie er es dann sieht und versteht, so ist es besser für alle.

Vier Jahre geht Menrol, Tag und Nachts, Schule und Kneipe, Park oder Artzt, mit sein Clip-Point. Er geht mit dem Clip-Point und hofft das es nie dazu kommt. Und dazu kommt es auch nicht. Und nach vier Jahren zieht die Familie Ermo aus. Menrol, seine Ältern, sein Brüder Amis und seine zwei Schwestern, Tirek und Mendil. Aus gewohnheit nimmt Menrol sein Messer zur Flughaffen mit. Dort lassen sie ihm damit natürlich nicht rein ins Flugzeug. Es ist aber die glückliche, freie, schöne Tagen von Pre-Nine-Eleven und Bush War on Terror und deswegen verhaften die Bullen ihm nicht aber das Messer bleibt dann im airport for good.

Wie es aber oft in geschichten ist, ein Messer der im ersten Akt an Wand hängt, dann verschwindet, wird am dritten Akt wieder irgendwo auftauchen. Ein literarische trick und regel. Der Author steckt im Geschichte eine kleine, alltägliche, unauffällige detail. Im ersten Blick können es nur die klugste, die aufmerksamste, die meist gebildene und erfahrene Lesern entdecken. Die anderen, die ja die fast absolute Mehrheit sind, geht es völlig vorbei. Dann läst der

Author das vergessene Element wieder erscheinen, und baut herum das rest seine geschichte. Ein paar Jahre nach das verschwinden von Menrol und Messer von unsere geschichte, kommt Menrol zurück. Sein Flugzeug landet, er fährt zur Stadt. In seiner Tasche ist Geld und ein paar alte Adressen. Er ist zurück sein Glück hier wieder zu suchen und finden. Er ist jetzt dreizig. In die Strassen seines Jugends geht er rum. Er kauft sich ein Bier und sitzt auf ein Bank. Neben ihm sitzen zwei Frauen und die zwei Frauen und Menrol fangen an mit einander zu reden. Er spricht sein einartiges Deutsch aber ihr scheint es nicht ein Thema zu sein. Dann fängt es an zu regnen und die drei gehen rein in eine Caffé und trinken alle noch ein oder zwei oder drei. Die beide Frauen wohnen in eine grosse, Linksradikale, Künstler WG und sie laden ihm ein zur besuch. Er ist froh und er zeigt das er froh ist und die zwei Frauen sind auch froh und sie gehen zusammen zur grosse WG.

In eine riesige Küche sitzen acht oder neun junge Menschen und die zwei Frauen, Rumah und Lini, stellen ihm vor. Die sind nett und machen dort Platz und Menrol und Rumah und Lini sitzen dann mit. Die junge Menschen reden über ihr leben. Die reden über die Stadt. Die reden über Kunst und Politik. Über Gewalt und Rassismus und die Staat, Pasolini und Brecht und Godard und Rosa Luxemburg und Arendt und die Anarchisten in Griechenland. Sie gehen Morgen zum Demo. Sie Laden Menrol auch mit.

Menrol ist froh und sagt ja, warum nicht. Dann entscheidet er ihr seine Geschichte über sein Angriff zu erzählen. Mit seinen gebrochenes Deutsch erzählte er dann den ganze Geschichte. Er und Abi und Neftar, das Frisbee, das Heft. Die Skins und das Deutsch oder nicht Deutsch und das Angriff auf ihr. Das Angst. Das Wegrennen. Und wie er dann das Messer gekauft hat und immer damit ging. Dann aber, keine ahnung warum, vielleicht weil er dachte es wäre ein viel schöneres Ende zu seine Geschichte, hat Menrol das Ende geändert. Ein Kleinichkeit wirklich. Nichts wichtiges. Aber statt zu erzählen wie er sein Messer dann damals im Flughaffen gelassen hat, hat Menrol erzählt das er es im rande ein Park, bei einem Baum, in die Erde begrabte.

Die fanden es alles sehr interessant und Menrol war froh und alles war gut. Dann aber hat es geendärt. Weil dann hatte Omito, politische Aktivist, Antifaschist und Filmacher, seine Idee. Wir machen ein autonome Filmprojekt. Wir gehen alle zusammen zur Park und suchen das Messer und Filmen uns suchen. Und durch das Suchen des Messers erzählen wir deine Geschichte, sagt er zu Menrol, deine Geschichte der noch eine open end hat, sagte er. Weil wir ja noch nicht wissen können, ob wir dein Messer finden oder nicht finden. Aber das Suchen ist hier gerade das wichtigste. Das Suchen, sagt Omito. Und das Film nennen wir Broken German.

Tomer Gardi
Geboren 1974 im Kibbuz Dan in Galiläa. Er zählt zu einer neuen israelischen Autoren-generation, die sich kritisch mit den Mythen und Realitäten der israelischen Staatsgründung und ihren Folgen auseinandersetzt. Für sein Buch *Stein. Papier* begann er zu recherchieren, als er erfuhr, dass das neue Museum in seinem Kibbuz mit den Steinen eines 1948 zerstörten palästinensischen Dorfes errichtet worden sein soll. Er lebt und arbeitet in Isreal. Veröffentlichung deutsch: *Stein. Papier. Eine Spurensuche in Galiläa*, Rotpunktverlag, Zürich 2013.

Er war, Menrol, natürlich verlegen. Es ist wirklich nicht wichtig, hat er gesagt. Lassen wirs sein. Egal jetzt wo das Messer ist. Dazu hat jemand gesagt, es sei eine Akt von Nachbesserung. Fehlerbehebung. Wiedergutmachung. Ein Kreis wird so endlich geschlossen. Dann sagte Menrol, er weiss nicht mehr wo, beim welchen Baum das Messer begraben sein könnte. Es sind ja über Zehn Jahre! Das haben sie ihm Freundlich und mit gute Laune nicht geglaubt. Morgen ist er beschäftigt, hat er gesagt. Sie haben ihm aber dann errinert, dass er versprochen hat Morgen mit ihr zum Demo mitkommen. Und das ist sogar noch wichtiger als eine Demo, sagte Omito. Statt Demo gehen wir filmen. Zur Park. Es ist hier in der nähe. Kein Chance. Menrol konnte nicht Raus. Ihm wurde ein Handtuch gebracht, ihm wurde das Sofa gemacht, gute Nacht.

Morgen haben alle zusammen gefrústuckt. Von Hof haben Rumah und Pentir vier Schaufeln gebracht. Omito hat seine Kamera vorbereitet. Dann sind alle raus, zum Park.

Im Park hat Omito sein Video Kamera angemacht und fang an zu filmen. Menrol am Rand des Parks. Menrol schaut herum, überlege. War es hier? Oder hier? Ein Close-Up auf ihm. Protagonist im tief denken. Focus-Change. Protagonist verschwommen, hinter ihm eine Gruppe spielt Fussbal. Zwei Bullen suchen nach Park Dealers. Camera bewegung nach Links. Rumah und Tarmin und Olmi und Pentir mit Schaufeln. Ein Frau und ein Hund rennen durch Frame. Protagonist tretet in Frame rein. Protagonist nimmt von Olmi ein Schaufel. Zoom-Out. Protagonist zeigt mit Finger an ein paar grosse Bäume. Protagonist geht hin. Anderen gehen ihm nach. Protagonist hält. Close-Up. Protagonist zeigt mit finger an vier, fünf Bäume. Protagonist schaufelt. Zoom-Out. An andere Bäume schaufeln die andere. Camera bewegung nach rechts. Altes Paar mit ein Hund schauen an. Frau auf ein Fahrrad hält. Close-Up an sie. Kurzes Haar, schwarze, braune Augen, neugerig.

The End.

Nein. Jetzt aber wirlich. Jetzt aber ernst. Hat er das Messer wirklich im Flughaffen gelassen? Er ist zur zeit schon nicht ganz so sicher. Im dritten Schublade vielleicht? Vielleicht hat er es Abi gegeben? Vielleicht ist es in sein Schu? Vielleicht steckt es in jemandens Rücken? Vielleicht hängt es an jemandens Wand? Und es macht Menrol Angst. Das sorgt ihm. Es macht ihm nervös. Denn er hat keine ahnung, keine ahnung wie und wo und wann wird das Messer von ersten Akt wieder in seine Geschichte auftauchen. Und der Schrei. Wann taucht wieder der Schrei. Das ist kein Deutsch! Das ist kein Deutsch! Was wir reden ist Deutsch! Das ist kein Deutsch!

Unveröffentlichtes Manuskript



ASSAF GAVRON

Auf fremdem Land Die Karawane

Ein Hügel. Helle, stille Erde, nahezu kahl: gelb-braun gesprenkelte Felsen, vereinzelte Olivenbäume, lichtgrüne, samtige Fleckendecke nach dem Regen. In der Mitte zerschnitten von einer einspurigen Straße, schmal und voller Schlaglöcher. Ein Wohnwagen, auf dem Rücken eines großen Lastwagens, schaukelte langsam auf der Serpentinstraße auf und ab. Ein gelbes palästinensisches Taxi mit grüner Nummer kroch ungeduldig hinter ihm her. Nach dem Taxi holperte ein alter, weiß-staubiger Renault Express, auf dessen Heckscheibe Aufkleber verkündeten: »Mein Golani vertreibt keinen Juden!«, »Hebron seit ewig und für immer«, »Oslo-Verbrecher vor Gericht«. Er wurde von Otniel Asis gefahren: bärtig, mit Kipa, staubig wie sein Wagen. Im Kindersitz auf der Rückbank saß sein jüngster Sohn, der dreijährige Schuv-El, und weinte bitterlich, da ihm sein Bamba-Riegel in einer scharfen Kurve aus der Hand gefallen war und weder er noch sein Vater die Möglichkeit hatten, ihn vom Boden des Autos aufzulesen. An einer der Schläfenlocken des Jungen klebten gelbe Krümel. Das vierte Fahrzeug in der Zufallskarawane, die sich ad hoc an jenem Tag auf der erbärmlichen Straße in den judäischen Hügeln zusammengefunden hatte, war ein Militärjeep, Modell David, in dem der Kommandeur des Sektors, Hauptmann Omer, zusammen mit seiner Mannschaft saß.

Es begann ein steiler Anstieg. Der Lastwagen schaltete einen Gang niedriger, der Motor heulte auf und schleifte ihn mit der Langsamkeit der Ziegenherde voran, die gleichmütig neben der Straße einherzuckelte. Der Taxifahrer murmelte auf Arabisch, hupte und scherte zu einem gefährlichen Überholmanöver aus. Sekunden nach dessen Vollendung hatte ein Reifen einen Platten – ein dumpfer Schlag, das Geräusch schleifenden Gummis, der Wagen hopste, der Fahrer fluchte. Das Taxi blieb auf der Stelle stehen und blockierte die Fahrbahn. Ihm entstieg Jeff McKinley, Korrespondent der *Washington Post* in Jerusalem, der auf dem Weg zu einem Interview mit einem hochkarätigen Minister der Regierung Israels in dessen Haus in der Siedlung war, die sechs Kilometer entfernt von der Stelle lag, an der sie notgedrungen angehalten hatten. McKinley blickte auf seine Uhr und wischte sich einen Schweißtropfen von seiner breiten Stirn. Am Abend zuvor hatte ihm sein Vater vom Schnee erzählt, der in Washington gefallen war, und hier schwitzte er bereits im Februar. Noch zehn Minuten bis zu dem Termin im Hause des Ministers. Er hatte keine Zeit zu warten, bis der platte Reifen repariert war. McKinley reichte dem Fahrer einen Fünzigschekelschein und begann, zu dem Anhalterstand zu marschieren, den er ein paar Dutzend Meter weiter vorn erspäht hatte.

»Ma'aleh Chermesch 3«, antwortete Otniel Asis und warf einen Blick auf den blauen Anzug und dann in die Augen des Mannes, die ihm müde erschienen.

»Im Ernst? Hab ich ein Glück, Bruder«, erwiderte der Mann und hievte seinen schweren Koffer vom gebleichten Asphalt hoch.

»Tu mir einen Gefallen, mein Lieber«, bat der Fahrer, »hilf dem Jungen – ihm ist ein Bamba-Riegel auf den Boden gefallen.« Dann wandte Otniel seinen Kopf dem Amerikaner zu. »Was ist mit dir, guter Mann?«, fragte er.

miromente 33

milena jesenka
(1896–1944)
Ölfarbe, Tusche,
Kunstharz auf Karton
63,7 × 37,9 cm

McKinley fragte: »Can you get me anywhere near Yeshua, where Minister Kaufman lives?«

»What?«, entgegnete Otniel.

»Settlement?«, versuchte McKinley zu vereinfachen, nachdem die Wiederholung des ersten Satzes nichts half.

Als ob ihm der Schweiß, der Zeitdruck und sein schwerer Atem nicht genügt hätten, der ihn wieder einmal an seine verminderte körperliche Tauglichkeit und die ignorierten Diättempfehlungen erinnerte – am Anhalterstand wartete bereits jemand, der Erste in der Reihe für ein Taxi oder eine Mitfahrgelegenheit, mit einem teuren Anzug bekleidet, die Arme über der Brust verschränkt, einen großen Koffer neben sich, ein strahlendes Lächeln auf den Lippen sowie hebräische Worte, die McKinley nicht verstand.

»Settlement, settlement, yes!«, antwortete Otniel lächelnd. »Please, please.« McKinley kannte die Gegend nicht gut genug, um zu wissen, dass diese Hügel nicht nur Ma'aleh Chermesch und dessen Tochttersiedlungen 2 und 3 beherbergten, sondern auch Giv'at Ester und seine Ausläufer, Sadeh Gavriel und Jeschua, die Siedlung »Yeshua«, in der der Minister lebte. Er zwängte sich auf den Rücksitz neben das Kind.

Noch bevor McKinley den Anhalterstand erreichte, umfuhr der Lastwagen samt Wohnwagenfracht das reifenplatte Taxi, und dahinter der staubige Renault Express und der Militärjeep. Der Renault blinkte und hielt an.

Die Karawane bog ab: ein Laster samt Wohnwagen, ein Kommandeur mit seiner Mannschaft im Jeep und ein staubiger Kleinlieferwagen mit einem Siedler, seinem Kind und zwei Anhaltern – ein Amerikaner und ein Israeli. Diese Straße war noch schmaler als die vorige, und steiler, und so waren die kleineren Fahrzeuge wieder dazu verurteilt, in dem Schrittempo, das ihnen der große Lastwagen aufzwang, hinterherzukriechen. Die grüngrauen Augen Hauptmann Omers waren wie festgeschweißst an der Rückseite des Wohnwagens und spiegelten die Befürchtung wider, dass sich die mobile Behausung vom Lastwagen, der sie trug, löste und die Autos hinter ihm zermalmte. Er schaute auf seine Uhr und wandte den Blick zum Seitenspiegel.

»Schalom, Juden!«, rief Otniel Asis.

»Wo fährst du hin?«, fragte ihn der Mann mit dem Koffer.

»Sag mal, kenn ich dich nicht von irgendwoher?«, fragte Otniel den Hebräischsprechenden Mitfahrer. Der Mann betrachtete lange den massigen Schädel des Fahrers mit der breitflächigen Kipa darauf.

»Weiß nicht... mein Bruder wohnt bei euch. Aber wir sehen uns überhaupt nicht ähnlich«, antwortete er dann. Otniel warf noch einen Blick auf den schwarzhaarigen Mann und richtete seine Augen dann wieder auf die Straße. Der Anhalter kam ihm zu Hilfe:

»Gabi Kupfer, kennst du den?«

Der Fahrer runzelte die Stirn. »So was gibt es nicht bei uns. Wir haben einen Gavriel. Gavriel Nechuschtan. Ein Goldjunge, ein echter Königssohn. Arbeitet bei mir auf dem Hof.«

»Nechuschtan?«, fragte Roni Kupfer nach. Diesmal war es an ihm, die Stirn zu runzeln. Der amerikanische Korrespondent spähte ungeduldig auf seine Uhr.

Nach der Kriechfahrt hügelaufwärts wurde das Tor der Einfriedung von Ma'aleh Chermesch 1 sichtbar. Die drei Fahrzeuge zogen weiter ihre Bahn, bogen am Platz rechts ab und fuhren durch die solide Ansiedlung mit ihren Steinhäusern, gepflasterten Straßen und dem kleinen Gewerbegebiet: Winzerei, Pferdehof, Schreinerei. Sie setzten ihre Fahrt über einen öden Hügel fort, bis die Wohnwagen der Tochttersiedlung Ma'aleh Chermesch 2 auftauchten, wo die Asphaltstraße endete, in einer Sandstraße steil zum Wadi abstürzte und dieses querte, um auf der anderen Seite wieder anzusteigen.

»Papa, fertig!«, verkündete Schuv-El Asis, der den Bamba-Riegel aufgegessen hatte. Im Raum des Wagens verbreitete sich ein süßlicher Gestank.

»Hast du groß gemacht, mein Liebling?«, fragte der Vater seinen Sohn.

»Allah, hab Erbarmen«, flüsterte Roni Kupfer gepresst, »was ist das für ein Ort?« Jeff McKinley versuchte, den Brechreiz hinunterzuwürgen, der in ihm hochstieg.

Gelblicher Staub wehte von den Reifen der Fahrzeuge in den spröden Himmel auf, und ein paar Kurven später wurde ein Wasserturm sichtbar, auf den ein grobschlächtiger Davidstern gepinselt war, gleich dahinter ein militärischer Wachturm und zuletzt die elf Wohnwagen des Siedlungsstützpunkts, verstreut um eine ringförmig angelegte Straße. Am Torkontrollposten stand der Soldat Joni mit umgehängter Waffe, eine Hand am Kolben, und empfing die Eintreffenden mit Ray-Ban-Sonnenbrille und einem knabenhaften Lächeln.

Eine wilde Landschaft bot sich dem Blick der Ankömmlinge dar: die Wüste Judäa in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit und ihre dünnen Hügel, das Tote Meer zu ihren Füßen verborgen, dahinter ragten am Horizont die Berge von Moab und Edom empor. Das näher gelegene Gelände war schütter mit Dörfern und Siedlungen gesprenkelt, weiter entfernt die gelbe Kuppe des Herodiums und die Häuser einer großen palästinensischen Stadt, die zum Teil in eine riesige graue Betonmauer eingewickelt waren wie ein Geschenk, das sich nicht auspacken lässt.

Ein großes, provisorisches Schild erhob sich hinter dem Eingangstor, auf dem in etwas kindlichen Buchstaben in Hebräisch und Englisch die Worte prangten: »Willkommen in Ma'aleh Chermesch 3«.

Auszug aus dem Roman *Auf fremdem Land*, mit freundlicher Genehmigung des Verlags Luchterhand. Aus dem Hebräischen von Barbara Linner.

Assaf Gavron
Geboren 1968 in Jerusalem. Er wuchs in Jerusalem auf, studierte in London und Vancouver und lebt heute mit seiner Familie in Tel Aviv. Er hat mehrere Romane und einen Band mit Erzählungen veröffentlicht und ist in Israel Bestsellerautor. Assaf Gavron hat u. a. Jonathan Safran Foer und J.D. Salinger ins Hebräische übersetzt, ist Sänger und Songwriter der israelischen Kultband *The Mouth and Foot* und hat das Computerspiel *Peacemaker* mitentwickelt, das den Nahost-Konflikt simuliert. Veröffentlichungen: *Ein schönes Attentat*, Luchterhand, München, 2008; *Hydromania*, Luchterhand, München, 2009; *Alles paletti*, Luchterhand, München, 2010; *Auf fremdem Land*, Luchterhand, München, 2013.

Bettwäsche

Als der Rechtsanwalt die Augen öffnete, wusste er, dass er den ganzen Tag über müde sein würde. Er erinnerte sich nicht, ob er im Radio von Schlafwellen gehört oder ob er in der Zeitung über sie gelesen hatte, aber er erinnerte sich genau an die Worte des Experten, der den Schlafrhythmus mit Wellen verglichen und betont hatte, wie wichtig es sei, am Ende einer Schlafwelle aufzuwachen. Oft bestehe der Grund für Müdigkeit, so hatte der Experte erklärt, nicht in zu kurzem Schlaf, sondern darin, dass man aufwache, bevor die Schlafwelle zu Ende sei. Der Rechtsanwalt wusste nicht, wo eine Schlafwelle begann und wo sie endete, aber er wusste, dass er an diesem Morgen, wie so häufig, mitten in einer Welle aufgewacht war. Würde er jemals dieses bestimmt wunderbare Gefühl eines Menschen genießen, der ganz selbstverständlich am Ende einer Welle aufwachte? Er stellte sich eine Schlafwelle wie eine Meereswelle vor und sich selbst als Wellenreiter, und einen Moment, bevor die Welle am Ufer bricht, stürzt er mit einem Schlag ins Wasser, und wenn er dann aufwacht, spürt er ein Erschrecken, dessen Ursache er sich nicht erklären kann.

Nie hatte der Rechtsanwalt einen Wecker gebraucht. Er wachte immer zur rechten Zeit auf, oder besser gesagt, vor der Zeit. Dennoch stellte er die Weckfunktion seines Mobiltelefons ein, wenn am nächsten Tag bereits frühmorgens wichtige Prozesse auf ihn warteten, aber er wachte immer früh genug auf, um die Funktion auszuschalten.

Es ging auf halb sieben zu, und die Aufstehgeräusche seiner Frau und seiner Kinder drangen zu seinem Bett. Genauer gesagt, zum Bett seiner ältesten Tochter. Sie war sechs Jahre alt und ging in die erste Klasse. Nach ihrer Geburt hatte der Rechtsanwalt sich angewöhnt, in ihrem Zimmer zu schlafen. Als sie ein Baby war, hatte er seinen Schlafplatz in das Zimmer verlegt, das eigentlich ihres sein sollte, denn sie war nachts sehr oft aufgewacht und seine Frau musste aufstehen, um sie zu stillen, ihr die Windeln zu wechseln und sie zu beruhigen, wenn sie weinte. Damals hatte er auf einer Matratze geschlafen, denn die Kleine besaß nur einen Laufstall, den sie im Schlafzimmer neben dem Ehebett aufgestellt hatten.

Seine Frau hatte nicht protestiert. Sie wusste, dass ihr Mann ausreichend Schlaf benötigte, um vernünftig arbeiten zu können. Im Gegensatz zu ihr, die damals ein ganzes Jahr pausierte und sich ganz dem Haushalt und dem Kind widmen konnte, lastete auf ihm die Herausforderung, sich als junger Rechtsanwalt einen Platz unter den Juristen Jerusalems zu erobern.

Zwei Jahre lang hatte der Rechtsanwalt auf einer Matratze geschlafen, die auf einem Teppich mit Pu-der-Bär-Motiven lag, zwischen hellblau gestrichenen, mit weißen Wolken bemalten Wänden und umgeben von Plüschtieren. Die Kleine schlief weiterhin im Elternschlafzimmer, dicht neben ihrer Mutter. Nachdem die Kleine angefangen hatte, nachts durchzuschlafen, besuchte der Rechtsanwalt ein paarmal in der Woche seine Frau und schlief sogar bis zum Morgen im Ehebett. Manchmal war es auch seine Frau, die zu ihm auf die Matratze kam, er zog jedoch die erste Variante vor, denn oft spürte er, wie die vielen Spielsachen auf Schränken und Kommoden – Teddybären, Plüschhunde, unschuldige Puppen in Brautkleidern – ängstlich und erstaunt die seltsame Zeremonie beobachteten, die er und seine Frau unter ihren Augen vollführten.

Als die Kleine zwei Jahre alt wurde, beschloss das Ehepaar, sie sei nun alt genug, und tauschten den Laufstall gegen ein Kinderbett. Die Kleine war groß für ihr Alter, selbst heute überragte sie ihre Mitschüler um einen Kopf. Doch auch nachdem sie das neue Bett in Form eines kindlichen Autos in Rosa bekommen hatte, passend zu dem hellblauen Himmel und den Wolken, die die Wände schmückten, und obwohl der Laufstall abgebaut und in einer Ecke der Abstellkammer verstaut worden war, schlief der Rechtsanwalt weiterhin im Zimmer seiner Tochter und sie schlief weiterhin neben ihrer Mutter im Ehebett. Das Leben des Rechtsanwalts verbesserte sich, denn das Kinderbett besaß eine Gesundheitsmatratze, die den Rücken stützte. Es war um Längen bequemer als die dünne Matratze, die ihm bis dahin zum Schlafen gedient hatte.

Vor etwa einem Jahr hatte das Paar ein zweites Kind bekommen. Einige Wochen nach der Geburt des kleinen Jungen waren sie aus der gemieteten Wohnung in ein geräumiges Haus umgezogen, das sie sich hatten bauen lassen. Das Haus besaß zwei Stockwerke: Im oberen lagen ein großes Wohnzimmer, eine modern eingerichtete Küche und zwei Schlafzimmer, eines besonders groß und mit angeschlossenem Badezimmer – dieser Raum wurde von dem Ehepaar gern als »Elterneinheit« bezeichnet –, das zweite war für das neue Baby bestimmt, die Wände waren hellblau gestrichen und mit Figuren aus dem Kinderfilm Shrek bemalt. Das Zimmer des Mädchens lag im Erdgeschoss. Es war geräumig und cremefarben gestrichen, mit passenden Möbeln, zu denen außer dem Bett auch ein Schreibtisch, Regale und ein großer Schrank in Weiß und Purpur gehörten. Im Erdgeschoss befanden sich außerdem eine Toilette, ein Badezimmer, eine kleine Abstellkammer und das Arbeitszimmer des Rechtsanwalts. Hier stand ein antiker Schreibtisch aus Mahagoni, den der Rechtsanwalt von einem Mandanten geschenkt bekommen hatte, und an den Wänden reihten sich Regale mit seiner Bibliothek.

Der Umzug in die neue Wohnung änderte nichts an den Schlafgewohnheiten der Familie. Das Baby war noch klein, und seine Mutter zog es vor, seine Wiege neben dem Ehebett stehen zu haben, und alle Versuche, die Tochter davon zu überzeugen, sie müsse in ihrem neuen Zimmer und dem neuen Bett schlafen, schlugen fehl. Die Kleine weigerte sich, die Nacht in dem abgelegenen unteren Stockwerk zu verbringen und beharrte auf ihrem Platz neben der Mutter. Der Rechtsanwalt und seine Frau verstanden die Angst des Mädchens und schlugen ihr vor, im Zimmer ihres kleinen Bruders zu schlafen. Das Mädchen akzeptierte, doch sie wachte fast jede Nacht erschrocken auf und lief zum Bett ihrer Eltern. So fand sich der Rechtsanwalt erneut im Zimmer seiner Tochter wieder. Doch war ihm dieser Umstand ganz recht, denn die Tatsache, dass er auf diese Art – zumindest nachts – ein Zimmer für sich allein hatte, empfand er als große Erleichterung. Letztlich schlief er lieber allein.

Wie jeden Tag drangen die morgendlichen Geräusche an sein Ohr. Die schrille Stimme seiner Frau, die die Tochter ins Badezimmer trieb, sich das Gesicht zu waschen und die Zähne zu putzen. Sodann ließen schnelle, nervöse Schritte seiner Frau die Decke über seinem Kopf erzittern. Warum läuft sie so?, dachte er. Er hatte das Gefühl, als donnere sie absichtlich mit den Füßen so laut auf den Fußboden. Bum, bum, bum. Wie ein Soldat der Roten Armee bei einer Parade. »Woher soll ich wissen, wo deine Haargummis sind?«, hörte er sie rufen. »Was fragst du mich? Vielleicht lernst du endlich, auf deine Sachen aufzupassen? Du bist kein kleines Kind mehr. Schnell. Los. Geh hinunter, zieh dich an und sieh zu, dass du alle Bücher und Hefte in deinem Schulsack hast. Was soll ich tun? Es gibt keine Haargummis. Dann gehst du heute eben ohne. Los. Ich will jetzt kein Wort mehr hören. Ich bin in Eile.«

Der Rechtsanwalt hörte die wütenden Schritte seiner Tochter auf der Holzterrasse, wie seine Frau sich im Badezimmer die Nase putzte und wie sie nach dem Zähneputzen ausspuckte. Wenn sie wüsste, wie sich diese Geräusche in meinen Ohren anhören, dachte der Rechtsanwalt, würde sie sich vermutlich nicht so aufführen. Vielleicht ging sie irrtümlich davon aus, dass die Decke zwischen den beiden Stockwerken ihre Geräusche dämpfte. Hätte sie gewusst, dass man selbst im Keller alles hörte, hätte sie ihr Verhalten vielleicht geändert. Er hörte sie genau in dem Moment den Klodeckel zuschlagen, als das Mädchen die Zimmertür öffnete. Sie sah so wütend aus, wie er vermutet hatte, und sie schaute ihren Vater an, als erwarte sie Trost von ihm.

Der Rechtsanwalt lächelte seine Tochter an, schlug die Decke zurück, richtete sich im Bett auf und bedeutete ihr, näher zu kommen. Das Mädchen hatte nur auf dieses Zeichen gewartet, sie wollte wissen, auf wessen Seite er heute Morgen stehen würde. »Ich habe die Gummis nicht verschlampt«, sagte sie zornig und setzte sich auf seinen Schoß. »Ich habe sie gestern neben das Waschbecken gelegt, bevor ich ins Bett gegangen bin.«

»Ich bin sicher, dass wir sie bald finden werden«, sagte der Rechtsanwalt und streichelte über den Kopf des Mädchens. »Du wirst schon sehen.«

»Ich werde sie nie wieder finden. Außerdem sind sie sowieso alt, und ich brauche neue, und zwar viele, damit ich welche habe, wenn eines verloren geht. Ja?«

»Ja«, sagte er, »und jetzt zieh dich an, weil wir nicht zu spät kommen wollen. In Ordnung, meine Süße?«



Sayed Kashua
Geboren 1975 in Tira, Israel. Er studierte Soziologie und Philosophie an der Hebrew University of Jerusalem. Kashua ist Kolumnist und Filmkritiker für die israelischen Zeitungen *Haaretz* und *Ha'ir* und schreibt Drehbücher für die Sitcom *Avoda Aravit* (Arabische Arbeit). Er lebt im palästinensischen Teil von Beit Safafa, einem Dorf in der Nähe von Jerusalem. Veröffentlichungen: *Tanzende Araber*, Berlin Verlag, 2002; *Da ward es Morgen*, Berlin Verlag, 2005; *Zweite Person Singular*, Berlin Verlag, 2011.

karl rossmann
(der heizer)
Ölfarbe, Tusche,
Kunstharz auf Karton
63,7 × 37,9 cm

»Ich habe auch nichts zum Anziehen«, sagte sie zornig, als sie den Schrank aufgemacht und hineingeschaut hatte. Wieder lächelte der Rechtsanwalt seine Tochter an. Er wäre gern hinaufgegangen, ins Schlafzimmer, und hätte seiner Frau guten Morgen gewünscht, oder im Gegenteil, vielleicht wollte er, dass sie zu seinem Bett kommen und ihn mit einem »Guten Morgen« wecken würde. Doch weder das eine noch das andere geschah. Dem Rechtsanwalt fiel es schwer, Gefühle vorzutauschen. Er hatte schon oft von seinen männlichen Mandanten und auch bei Talkshows im Fernsehen gehört, dass ein Mann auf der Suche nach häuslichem Frieden seine Frau auch manchmal belügen, ihr etwas vormachen und sie mit Schmeicheleien überhäufen musste, doch so etwas hatte er nicht nötig. Bei ihm zu Hause herrschte das, was viele Ehemänner unter Frieden verstanden. Der Rechtsanwalt konnte sich jedenfalls nicht darüber beklagen, dass seine Frau an ihm herummäkelte. Im Gegenteil, sie hatte den Haushalt und die Kinder gut im Griff, und nie warf sie ihm vor, dass er zu lange im Büro blieb und dass er ihr nicht im Haushalt half. Daran dachte er, während er in der Küche seinen Kaffee umrührte.

Er hätte für einen Moment das Schlafzimmer betreten oder sie hätte in die Küche kommen können, um ihn zu sehen, er hörte sie mit dem Baby sprechen, während sie es ankleidete. Aber der Rechtsanwalt verzichtete auf ein Zusammentreffen mit seiner Frau, wie sie auf ein Zusammentreffen mit ihm verzichtete. Er ging, die Kaffeetasse in der Hand, die Treppe hinunter, betrat sein Arbeitszimmer, schloss die Tür und zündete sich eine Zigarette an. Sein Arbeitszimmer war, entsprechend seiner eigenen Regel, der einzige Raum im Haus, in dem geraucht werden durfte.

Auszug aus dem Roman *Zweite Person singular*,
mit freundlicher Genehmigung des Berlin Verlags.
Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler.

Neuland

Juli 2006

Inbar und Dori. Raketen

To: Dori | From: Inbar
Subject: Ich mach mir Sorgen

Deine Mail-Adresse habe ich über die Homepage Deiner Schule gefunden. Ich weiß, wir hatten ausgemacht, dass wir uns nicht ..., aber ich weiß auch, dass sie Dich zum Reservendienst einziehen werden. Bei dem Gedanken stockt mir das Herz. Will nur hören, dass bei Dir alles in Ordnung ist. Danach, versprech ich Dir, nerv ich Dich auch nicht mehr.

To: Inbar | From: Dori
Subject: Re: Ich mach mir Sorgen

Hi,
ich bin okay. Ich zerstör nicht gern mein Helden-Image, aber letztlich haben sie mich doch nicht eingezogen. Am Morgen nach unsrer Landung bin ich zu meiner Einheit gefahren. Da musste ich den ganzen Tag lang auf den Verbindungsoffizier warten, der entscheiden sollte, was sie mit mir machen. Und siehe da, in der Militärkantine hat sich seit dem letzten Mal nichts verändert. Sogar der Getränkeautomat ist immer noch kaputt. Abends ließen sie mich dann nach Hause, mit dem Hinweis, ich müsse mich in Bereitschaft halten. Sie hätten im Moment genug Vorgeschobene Beobachter, aber vielleicht müsse ich später doch noch in den Norden.

Wie geht's Deiner Großmutter?
Ist sie wieder mehr bei sich?

Hier geht's zu wie im Irrenhaus. Die Eltern meiner Frau aus dem Kibbuz haben sich zu uns geflüchtet, nachdem eine Rakete bei ihnen im Speisesaal eingeschlagen ist, und seitdem ist es hier wie in Neuland: Plenumsitzungen, Tagesplanung, Arbeitspläne. Außerdem kommt meine Schwester oft mit den Kindern, denn sie hat Angst, allein zu schlafen. In allen Ecken liegen Matratzen, so wie bei meinen Onkels in Arad während des Rock-Festivals. Gestern Nacht auf dem Weg zum Klo bin ich auf jemanden getreten und weiß immer noch nicht, wer es war. Vielleicht ein völlig Fremder, der das Durcheinander ausnutzt, um bei uns zu übernachten. Aber vielleicht bin ich der Fremde hier im Haus.

Auch bei Dir wird es eng sein, mit Deiner Mutter und so, oder? Ich bin mir nicht sicher, ob das eine gute Idee ist, aber – schreib mir.

Dori

To: Dori | From: Inbar
Subject: Re: Re: Ich mach mir Sorgen

Hi, Mister Dori,
hast Du mein Aufatmen gehört? Hat es die Steigung zum Castel hinauf und bis nach Jerusalem geschafft?

Toll, dass Du geantwortet hast. Und gut, dass Du nicht an der Front bist. Das heißt, ich bin mir sicher, dass Du der allerbeste Vorgeschobene Beobachter in der Armee bist, aber aus meinem engen, besorgten Blickwinkel heraus hoffe ich, dass sie auch weiterhin ohne dich auskommen.

Auch bei mir ist es wie im Irrenhaus. Meine Großmutter, weil du gefragt hast, bewegt sich zwischen Momenten absoluter Klarheit und völliger Verwirrung, und in beiden Aggregatzuständen streitet sie ununterbrochen mit meiner Mutter.

Das hört sich etwa so an: Du sagst mir nicht, was ich – Ich sage dir sehr wohl, was du – Es ist heiß, ich mach die Klimaanlage an – Klimaanlage sind ungesund, Hanna – Die sind sehr wohl gesund – So gesund, wie in Deutschland zu wohnen? – Mein Freund ist nun mal Deutscher, was soll ich machen – Was hat er in der Schoah gemacht? – Das hab ich dir doch gesagt, Mama, da war er noch ein Kind – Und was hat sein Vater gemacht?

Und als ob das nicht schon genug wäre, ist auch noch mein Vater plötzlich eingetroffen. Er hatte die Flugtickets schon lange gebucht, und von Australien aus sah das hier für ihn aus wie »ein Einsatz von ein paar Tagen, aber kein richtiger Krieg«, und so sind sie hier gelandet, er und seine neue Frau und mein Halbbruder; sie haben ein Zimmer im Hotel und besuchen mich zu vorher abgesprochenen Zeiten, damit meine Mutter rechtzeitig aus dem Haus gehn kann. Verstehst du? Und ausgerechnet so eine wie mich lassen sie in der Ratgebersendung über Familienprobleme die Hörer auswählen, die live zu dem Psychologen durchgestellt werden.

Und das ist noch nicht alles. Gestern haben wir uns vor dem Fernseher versammelt und versucht hochzurechnen, wo die Raketen runterkommen werden, mit denen Nasrallah »Ziele jenseits von Haifa« anzugreifen droht, und Ejtan fragte, ob es in Ordnung wäre, auch seine Familie noch aufzunehmen, falls sie bis nach Jokneam kommen, und ich sagte, fünf Leute mehr oder weniger, was macht das schon.

Denkst Du überhaupt noch daran, Mister Dori, dass wir vor wenigen Tagen noch in Neuland waren? »Plötzlich erscheint es mir sehr weit weg«, sagen die Leute doch immer, aber das stimmt nicht, für mich jedenfalls nicht. Ich spreche noch ab und zu Leute auf Spanisch an, ich habe die Landschaften noch vor Augen und den Reiserhythmus noch im Körper. Und um ehrlich zu sein – auch Du fließt noch in meinem Blut.

Wirst du mir weiterhin schreiben?
Dein, Señorita Inbar

P.S. 1

Es ist schwer für mich, meine Großmutter in diesem Zustand zu sehn. Sie ist doch immer mein Anker gewesen.

P.S. 2

Dieser Krieg hat etwas Unwirkliches, meinst Du nicht auch? Kann es sein, dass »Senor Neuland« letztlich doch Recht hat?

To: Inbar | From: Dori

Subject: Re: Re: Re: Ich mach mir Sorgen

Señorita Inbar,

diese Mails erinnern mich an etwas. Gegen Ende des Wehrdienstes haben sie uns auf eine Exkursion zum Entwicklungsinstitut des Armee-Nachrichtendienstes geschickt. Da gab es schon Computer, aber die waren noch nicht richtig gesichert. Die wirklich geheimen Nachrichten wurden deshalb über so eine Rohrpostanlage, die durch alle Büros lief, an die Projektleiter geschickt. Diese geheimen Nachrichten nannten wir »Bomben«, weil sie in Form von Schriftrollen über ein Unterdrucksystem zu der persönlichen Box dessen, der sie lesen sollte, geschickt wurden. Ich hab eine Bombe bekommen, berichtete der Projektleiter dann dem Sektionsleiter. So ungefähr komm ich mir vor, wenn ich in der Inbox Deinen Namen sehe. Ich hoffe, Du behältst meine Mails für Dich. Ein Forward, und ich bin tot. Ich muss zugeben, mir erscheint unsere Reise schon ziemlich weit weg. Kinder haben etwas an sich, dass sie einem keine andere Wahl lassen, als zu sein. Und bei meinem Sohn ist das noch auffälliger (wir haben eigentlich nie über ihn geredet, nicht wahr?). Seit ich zurück bin, zeigt er's mir so richtig. In den ersten beiden Tagen hat er mir noch nicht mal erlaubt, ihn zu umarmen. Danach durfte ich ihn umarmen, aber er erklärte mir, er habe nicht vor, meine Umarmung zu erwidern. Und die Nächte sind sowieso der Albtraum. Der kleine Ödipus hat sich nämlich daran gewöhnt, bei seiner Mama zu schlafen, und findet es gar nicht gut, dass ich ihm seinen Platz wieder streitig mache. So steht er etwa um drei Uhr nachts aus seinem Bett auf, kriecht in unseres und fängt an, mich rauszutreten. Das ist das Kind, das ich – ich kann es nicht anders beschreiben – wie verrückt liebe. Wir hatten von Anfang an eine sehr enge Bindung. Er ist ein wunderbarer Junge (ganz objektiv ...), klug, sensibel und auch noch sehr hübsch. Aber vor meiner Reise hatte er viele Schwierigkeiten. Die Abschiede morgens im Kindergarten waren unerträglich. Außerdem wollten andere Kinder nie zu uns nach Hause kommen, und wir haben nicht wirklich begriffen, warum. Und es gab noch ein paar Dinge, mit denen wir nicht umzugehen wussten.

Etwa, dass er behauptete, es würde im Haus stinken. Egal wie viel wir lüfteten, er hat sich weiter über Gestank beklagt. Und bevor ich gefahren bin, hat er die ganze Zeit geweint. Doch nun hat meine Reise mehr bewirkt als ein Jahr Familientherapie: Der Junge weint nicht mehr, er läuft zufrieden durch die Welt, als sei ich oder die Beziehung zu mir die ganze Zeit das Problem gewesen.

Ich hoffe, es ist für Dich okay, dass ich Dir von ihm schreibe. Es käme mir falsch vor, über andere Dinge zu schreiben, wo er es ist, der mich wirklich beschäftigt.

Damit Du verstehst, wie sehr er und ich miteinander verbunden sind: Gestern hab ich ihn gebadet, und plötzlich hebt er den Blick – seine Augen sind so blau wie die meines Vaters – und fragt mich: Papa, wer ist Inbar? Ich schwöre Dir, das hat er gesagt.

Ich weiß nicht, antworte ich ihm, vielleicht ein Mädchen in deinem Kindergarten? Nein, sagt er, im Kindergarten gibt es keine Inbar. Dann wollte er, dass ich ihm die Badewannenfarben bringe, und hat die ganze Sache vergessen.

Aber ich nicht. Sowas wie Du, Inbar, ist mir noch nicht passiert. Ich hab keine Ahnung, wie ich das verdauen soll. Vielleicht kann man sowas auch gar nicht verdauen, und der Weg, den man nicht gegangen ist, muss einfach außerhalb der Realität bleiben. Das heißt, dass wir aufhören sollten, uns zu schreiben. Und zwar sofort. Ja, und sogar diese Mail hier sollte ich im Grunde nicht abschicken.

Dori

P.S.

Es tut weh zu sehen, wie ein Mensch, den man liebt, vor den eigenen Augen verlischt. Ich erinnere mich, wie das mit meiner Mutter war. Zum Schluss wollte ich schon, dass sie endlich stirbt.

Allerletztes P.S.

Dieser Krieg wird wirklich jeden Tag sonderbarer. Ich weiß nicht, ob »Señor Neuland« Recht hat, aber eine gute Sache ist für mich bei dem Besuch auf jeden Fall herausgekommen: Ich hab gestern jemanden angerufen, der bei uns an der Schule Musik unterrichtet, und gefragt, ob ich bei ihm mein Trompetenspiel auffrischen kann, und wir haben einen Termin für nächste Woche gemacht. Das ist doch was, meinst du nicht auch?



To: Dori | From: Inbar

Subject: Wer wirklich aufhören will zu korrespondieren, beendet seine Mails nicht mit einer Frage

Ich freue mich, Dir mitteilen zu können, dass jetzt auch bei uns Matratzenchaos herrscht. Fünfzig Meter entfernt vom Haus von Ejtans Familie in Jokneam ist eine Grad-Rakete runtergekommen, und auch sie sind zu uns geflüchtet. Mein Vater und Ejtan haben den Balkon entmistet, ihn mit Bahnen von Segeltuch zugehängt, Licht und einen Deckenventilator installiert, und jetzt haben wir vier Zimmer.

Sogar der Geruch der Wohnung hat sich in den letzten Tagen verändert. Jede Wohnung hat ihren eigenen Geruch; in dem unserer Wohnung mischten sich die Gerüche von Ejtans Aftershave, von meinem Shampoo, unserem Lieblings-Weichspüler und das ziemlich schimmelige Aroma des großen alten Teppichs im Wohnzimmer.

Jetzt gibt es hier ganz neue Gerüche: den Altersgeruch meiner Großmutter. Den Duft eines deutschen Parfüms, das meine Mutter wohl in letzter Zeit verwendet, und Reuvens Schokoladengeruch. Den Geruch der Verlegenheit, den mein Vater verbreitet, und, den schärfsten von allen: der Schweiß von Ejtans pubertierenden Brüdern, genauer gesagt: von billigem Deodorant, das sie sich unter die Achseln sprühen, wenn sie schon verschwitzt sind ... Dass du mich nicht falsch verstehst. Ich bin total verrückt nach Ejtans Familie, aber es ist merkwürdig, in dem Bewusstsein mit ihnen zusammen zu sein, dass ich mich wohl bald von ihm trennen werde. Ich glaube, tief in mir drinnen, an einem Ort, an den der Selbstbetrug nicht rankommt, hab ich schon lange gewusst, dass ich das tun muss. Aber zwei Begegnungen haben mir geholfen, mir das einzugestehen.

Die erste mit Dir. Die zweite mit Reuven, meinem Bruder. Es stimmt so genau, was du geschrieben hast, dass Kinder dich zwingen zu sein. In dem Moment, wo er in die Wohnung kommt – gehöre ich ihm. In den paar Stunden, in denen er bei mir ist, denke ich nur daran, wie ich ihm Freude machen kann (und noch nicht einmal an Dich!). Wir spielen alles, was er spielen will: Lego, Verstecken, Fangen. Ich hab ihm auch Ochs am Berg beigebracht, und jedes Mal, wenn er mit seinem australischen Akzent »Ochs am Berg, eins zwei drei« ruft, schmeiß ich mich weg vor Lachen. Ich bin gern mit ihm zusammen. Und er auch mit mir. Ihm verdanke ich die Einsicht, worin ich falschlag: Es ist nicht so, dass ich keine Kinder haben will, ich möchte sie nur nicht mit Ejtan.

Warum verlässt du ihn dann nicht?, höre ich Deine tiefe Stimme hinter den jüdischen Bergen.

Weil trotz allem, Mister Dori, etwas Mut dazu gehört, jemanden zu verlassen, der einen so liebt.

Ich sammel ihn jetzt, den Mut. Tag für Tag. Stunde für Stunde. Und ich warte darauf, dass dieser Krieg vorbeigeht und man in diesem Haus ein vernünftiges Gespräch über Trennung führen kann.

Dein, Inbar

gregor samsa
(die verwandlung)
Ölfarbe, Tusche,
Kunstharz auf Karton
63,7 × 37,9 cm

To: Dori | From: Inbar

Subject: Eine Idee

Hi,
ich weiß, eigentlich müsste ich Deine Antwort abwarten, aber plötzlich dachte ich, ich werfe Dir einen Zettel über die Mauer, auf dem steht: Solln wir uns vielleicht treffen?

Ich weiß, das ist gewagt, aber erstens stellte schon Don Angel fest, dass ich von Natur aus mutig bin. Und zweitens hab ich keine Lust mehr, Dir zivilisierte Mails zu schreiben, die vertuschen wollen, dass ich wild drauf bin, Dich zu sehen, und drittens bin ich nächste Woche in Jerusalem, am Montag.

P.S. 1

Toll, dass Du wieder mit Spielen anfängst. In Neuland hast Du so wunderbar gespielt, als wären die Trommeln ein Teil von Dir. Du bist garantiert auch auf der Trompete ein Star. Und wenn Du im nächsten Krieg neben David Broza in den Luftschutzbunkern auftrittst, werd ich sagen können, dass ich dabei war, als das alles anfang. Erzähl mir jedenfalls, wie die erste Stunde war. Ich habe übrigens endlich begonnen zu schreiben. Noch nicht den großen Roman, nur eine kleine Geschichte über ein junges jüdisches Mädchen aus Buenos Aires, das sich in den Sohn eines Nazis, der in Argentinien untergetaucht ist, verliebt (aus einem unerfindlichen Grund beschäftigen mich unmögliche Lieben in letzter Zeit sehr ...).

P.S. 2

Wegen Forwarden mach Dir keine Sorgen; ich will nicht, dass Du stirbst.

P.S. 3

Und mach Dir auch wegen Deinem Sohn keine Sorgen. Als ich entdeckte, dass mein Vater eine neue Familie hat, bin ich ihm sehr böse gewesen. Aber man kann nicht lange auf diejenigen der Eltern böse sein, an den man mit den dickeren Stricken gebunden ist. Ich seh es ja, er ist jetzt hier, und ich hege in meinem Herzen keinen Groll gegen ihn. Meistens wenigstens.

To: Inbar | From: Dori
Subject: Re: Eine Idee

Ich glaube nicht, Inbar. Es ist schon verlockend. Äußerst verlockend. Unsere Gespräche fehlen mir sehr. Wenn ich im Radio höre, das Hinterland beweise Standfestigkeit und »einen starken Nacken«, denk ich an Deine Hand, als Du mir auf dem Weg nach Neuland den Nacken gestreichelt hast. Aber ich kann mich mit Dir nicht treffen. Nicht jetzt. Und vermutlich auch später nicht. Schon diese E-Mails sind für mich ziemlich kompliziert. Ich bin nicht der Typ dazu, verstehst du. Ich hab noch nie etwas geheim halten können. Ich freu mich für Dich (ehrlich), dass Du Deine Entscheidung getroffen hast. Aber bei mir ist das etwas komplexer. Ich glaube nicht, dass es richtig ist, Dich da mitreinzuziehen – aber ich will es mal so sagen, auch bei mir sind Fragen hochgekommen, einmal wegen allem, was mit meinem Vater passiert ist, und wegen der Begegnung ... mit Dir. Aber bei mir geht es um drei Leute. Und wie hat Don Angel doch gesagt: Die Geometrie des Dreiecks ist eine höchst komplexe Sache.

Mein Großvater, Fima, hat mir mal gesagt: Mach nur nicht den Fehler, den ich gemacht habe: das ganze Leben damit zu vertun, an eine andere Frau zu denken. Deshalb schlage ich Deine Einladung aus, denn auch ohne dass wir uns treffen, denke ich ziemlich viel an Dich. Bitte versteh das.

Dori

P.S.

Die Nächte hier können ziemlich kalt werden, wenn Du also nach Jerusalem kommen solltest, nimm eine Chaquetita mit.

To: Dori | From: Inbar
Subject: Fima?

Meine Großmutter hatte einen Reise-Liebhaber, der hieß ... Fima. Sie hat ihn auf dem Schiff nach Palästina getroffen, und ich hab keine Ahnung, ob zwischen ihnen überhaupt was gelaufen ist, aber seitdem hat sie nur noch von ihm geträumt und meinem Großvater morgens ihre Träume erzählt. Ich wäre an seiner Stelle eifersüchtig geworden – einige der Träume waren nämlich sehr eindeutig, aber er hat ihr nur zugehört und dabei geduldig ihre Hand gestreichelt. Nach seinem Tod habe ich diese Aufgabe übernommen. Ich hab sie immer auf dem Weg zur Arbeit angerufen, und wir haben uns erzählt, was wir letzte Nacht geträumt haben. Auch die peinlichsten Sachen.

Ihr Zustand hat sich in den letzten Tagen verschlechtert. Während das Verhältnis von Momenten der Klarheit und Momenten der Verwirrung vorher etwa fifty-fifty war, ist es jetzt twenty-eighty. Zum Beispiel kann sie sich Ejtans Namen nicht merken. Sie nennt ihn bei allen Namen meiner früheren Freunde, nur nicht bei seinem. Er ist nicht beleidigt, dazu ist er nicht der Typ. Aber wenn sie meine Mutter beim Namen einer ihrer Freundinnen nennt, dann ist die sehr beleidigt. Sie pflegt sie weiter, aber immer, wenn meine Großmutter ihren Namen falsch sagt, bekommt sie ein graues Haar mehr. Mich erkennt meine Großmutter immer. Tsipke Fayer nennt sie mich, Feuervogel. Und manchmal auch Inbari.

Jeden Morgen setzt sie sich auf den Stuhl, den sie aus ihrer Wohnung hierher mitgebracht hat, gegenüber dem Fenster, und bittet mich, den Ventilator vor sie zu stellen, auf Stufe drei anzuschalten und ihr einen Schwarztee von Wissotzky zu machen, nicht »eine dieser neuen Sorten mit ihren lächerlichen Namen«. Wenn ich ihr das dampfende Glas bringe, nimmt sie einen kleinen Schluck und bittet mich dann, ich möge das Zimmer verlassen, denn sie müsse jetzt etwas machen. Gestern konnte ich mich nicht mehr beherrschen und habe sie gefragt, was sie denn allein in dem Zimmer mache. Da schwieg sie einen Moment, nahm noch einen Schluck und sagte: Was kann eine Frau in meinem Alter schon machen? Sich erinnern.

Zum Schluss bin ich doch nicht nach Jerusalem gefahren. Ich hatte da auch nicht wirklich eine Verabredung. Ich bin die Tochter von Jossi Benbenisti, verstehst Du? Ich belüge die Welt und mich selbst die ganze Zeit. Mit Dir hab ich versucht, mich zu beherrschen, aber wenn einer Skorpion ist, sticht er immer irgendwann zu.

Aufrichtig Dein, Señorita Inbar

Eshkol Nevo
Geboren 1971 in Jerusalem. Aufgewachsen in Israel und in Detroit (USA). Er studierte zunächst Psychologie und arbeitete als Werbetexter, bevor er sich dem kreativen Schreiben zuwandte. In seinen Romanen schildert Nevo das Leben junger Menschen in Israel, und ihre Sehnsucht nach einem Dasein jenseits der gewaltsamen Konflikte. Er ist der Enkel des dritten israelischen Ministerpräsidenten Levi Eshkol. Veröffentlichungen deutsch: *Vier Häuser und eine Sehnsucht*, dtv, 2006; *Wir haben noch das ganze Leben*, dtv, 2010. *Neuland*, dtv, 2013. Auszeichnungen: *Book Publishers Association, Gold Prize 2005; Book Publishers Association, Platinum Prize 2008; Salon du Livre: Raymond Wallier Prize 2008*. In seinem neuesten Roman *Neuland* führt der Zufall Dori und Inbar zusammen, zwei Menschen, die verstrickt in ihre jeweilige Geschichte, nach Aufrichtigkeit und Freiheit suchen.

P.S.

Das Haus meiner Großmutter hat gestern einen Volltreffer abgekliegt. Das war's dann. Sie hat kein Haus mehr, in das sie zurückkehren kann. Auch jenseits der Grenze haben Tausende von Menschen keine Häuser mehr. Und was die Sache so unreal macht: dass das alles im Grunde die Wiederholungssendung eines Krieges ist, der bereits stattgefunden hat. Meinst Du, ab jetzt wiederholen sich alle Kriege, nur in umgekehrter Reihenfolge? Dass wir einen zweiten Jom-Kippur-Krieg haben werden? Einen zweiten Sechstagekrieg? Kapiert Du, warum die Idee von Neuland eine solche Kraft besitzt? Du hast Recht, seine Mittel sind radikal, aber vielleicht wirken, wenn alles so festgefahren ist, nur noch radikale Mittel?

Auszug aus dem Roman *Neuland*, mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Taschenbuch Verlags. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer.



Ingo Springenschmid – Drei Skizzen zu den Initialien I. S. oder S. I.

Versuch einer Laudatio anlässlich der Überreichung
des Internationalen Kunstpreises des Landes Vorarlberg
an Ingo Springenschmid im Juli 2013

Anfänglich

»Ein Mann, der die Wahrheit will, wird Gelehrter; ein Mann, der seine Subjektivität spielen lassen will, wird vielleicht Schriftsteller; was aber soll ein Mann tun, der etwas will, das dazwischen liegt?« So fragt Robert Musil in seinem Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«¹. Seine Empfehlung: er werde Essayist. Begriffen das Wort Essay nicht nur als Textgattung, auch als Lebensform. Die Beschreibung solcher Essayisten sei, so Musil, nicht möglich »... es bleibt von allem ungefähr so viel übrig wie von dem zarten Farbenleib einer Meduse, nachdem man sie aus dem Wasser gehoben und in Sand gelegt hat.«² So wie man die Liebe verlassen müsse, um sie zu beschreiben, sagt Ulrich die Hauptfigur aus dem Roman, müsse man das Essayistische – wie es Christoph Ernst³ nennt – verlassen um von Wahrheit oder Überzeugung zu sprechen. Insofern verlasse ich die Arbeit von Ingo Springenschmid jetzt.

Musil stimmt am Beginn des Romans mit zwei Varianten einer Tageswetterbeschreibung die Gegensätzlichkeit von Wissenschaft und Kunst an.

Der Satz »Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913«⁴ beendet einen Absatz exakter meteorologischer Beschreibung einer Wetterlage. Bei Ingo Springenschmid haben wir es nicht mit der Alternative von Wissenschaft und Kunst zu tun, sondern beispielsweise mit jener von Text und Bild, von Schriftsteller und Maler – das Wort Bildsteller existiert leider nicht.

Entweder – Oder. Zweiwertige Logik. Wahr oder falsch. Freiheit oder Notwendigkeit. Gut oder Böse. Mit solchen Gegenüberstellungen deutet sich an, wovon ich sprechen möchte. Die ganz großen Fragen der abendländischen Philosophie und Theologie sind aufgerufen, das könnte zu viel werden. Die jeweiligen Pole als Gegenüberstellungen zu verstehen, greift aber nicht nur zu kurz, es greift daneben. Mit Slavoi Zizek spreche ich lieber von Paradoxen. Von unaufhebbaren Widersprüchen mitunter – aber von aushaltbaren und lebbaren Widersprüchen – ohne deren Antinomie

¹ Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbeck bei Hamburg, 15|2001, Seite 254.

² Ebenda

³ Vgl. Christoph Ernst: *Essayistische Medienreflexionen*, Bielefeld, 2005.

⁴ Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbeck bei Hamburg, 15|2001, Seite 9.

zu leugnen. Von einer Versöhnung ohne den Streit zu negieren. Zizek nennt den schwedischen Schriftsteller Henning Mankel als prototypische Figur eines paralaktischen Autors. »Im Wissen, daß es keinen gemeinsamen Nenner zwischen Ystad und Maputo gibt und daß sie gleichzeitig für die beiden Aspekte derselben Gesamtkonstellation stehen, wechselt er zwischen den beiden Perspektiven und versucht in jeder die Widerklänge der jeweils anderen zu erkennen.«⁵ Vielleicht ist damit die Initiale I. S. schon zur Genüge beschrieben – der Rest eine Erläuterung.

Von drei solcher Ystad-Maputo-Konstellationen möchte ich sprechen. Von Text und|oder Bild. Von Zurückhaltung und|oder Engagement. Von Schicksal (Verstrickung) und|oder Freiheit – wir könnten auch sagen von Vater und|oder Sohn.

Eins

Beginnen wir mit diesem Konflikt. Wäre Krise das bessere Wort? Wäre Konstellation nicht passender. Wäre Freundschaft passender als Konflikt – wenn wir als Kern der Freundschaft mit Derrida den Streit begreifen würden?

Derrida identifiziert die Frage nach der Freundschaft im Übrigen mit jener nach dem, was Philosophie sei.⁶ Die Koexistenz und das Aushalten von Differenz, die Anerkennung des Anderen als Anderen. Vielleicht ein Ansatz. Setzen wir einfach fort. Ein Unterbruch. Als wäre dazwischen ein Text verloren gegangen. Ohne allerdings die Schreibweise von Ingo Springenschmid zu imitieren, nichts wäre unangebrachter – heute.

Geboren in Salzburg. Lebt in Bludenz. Das genügt. Das genügt fast. Viel mehr findet sich oft nicht bei der biografischen Notiz zu Ingo Springenschmid. Ergänzen wir aber um zwei Jahreszahlen, jene von 1942 – diese gehört zum Wort Salzburg, jene von 1970 zum Wort Bludenz. »Lebt in Bludenz« wäre vielleicht noch zu ergänzen mit »und Bregenz«. Die Zahl 1970 fügt kaum etwas zu Bludenz hinzu. Die Zahl 1942 zu Salzburg jedoch vergleichsweise Tonnen an Gewicht. Der metrische Abstand ist kleiner als zwischen Ystad und Maputo, die Intensität nicht. Wenngleich es dabei nicht primär um Orte geht. Weder Salzburg noch Bludenz sind damit beschrieben. Mit der lapidaren Formulierung »Geboren 1942 in Salzburg, lebt in Bludenz« ist beinahe alles erzählt. Sohn eines Schriftstellers. Studien in Linz und Wien. Zufällig Mauthausen entdeckt, als er aus einem Linzer Schülerheim ausreißt, da wusste ich alles, sagt I. S. Schuldienst in Salzburg. Zurechtweisung eines Schülers der das Hakenkreuz auf die Wand malt. Das Verhängnis seines Namens. Asyl in Bludenz gefunden. Stichworte die den Raum dieser Konstellation skizzieren. Zu kurz, aber eine hinausgezogene Länge würde nicht helfen.

⁵ Slavoj Zizek: *Parallaxe*, Frankfurt am Main, 2006, Seite 258.

⁶ Vgl. Jacques Derrida: *Politik der Freundschaft*, Frankfurt am Main, 2000, Seite 324.

Im Radiofeature von Peter Klein und Hans Jörg Waldner von 1990 unter dem Titel »Der Vater und der Sohn«, fragt sich Ingo Springenschmid, ob er mit dem Vater reden hätte sollen, ob er ihm damit die Chance der Einsicht in die Schuld geben hätte können. Karl Springenschmid, der Vater, war einerseits ein Literat der leichten Feder der gerne auf Berghütten gelesen wurde, andererseits ein Mittäter des Nationalsozialistischen Regimes, organisierte die Bücherverbrennung in Salzburg und war nach der Befreiung 1945 als Waldgänger auf ständiger Verstecksuche. Da wird der Sohn vorerst bildender Künstler. Wechselt das Metier. Dann beginnt er zu schreiben. Und hört nicht auf damit. Er nimmt die Konstellation als widersprüchliche auf, er trägt sie in Text|Bild aus. Ich erinnere mich an eine Aussage, ich denke sie war von Camus – habe die Stelle aber nie wieder gefunden – der Stachel des Bösen könne nur befreit werden, wenn ihn das Subjekt in sich aufnehme, austrage, nicht indem er weitergegeben oder verschwiegen wird. Das Problem der Aussage, der Illusion, der Fiktion. »Den Raum vor mir nicht verlassen, das jetzt nicht überspielen.« so formuliert es Springenschmid im Radiofeature. Was ist Freiheit? Was ist Befreiung? Sartre entwirft in seinem Buch über Jean Genet einen radikalen Freiheitsbegriff. Genets Ausweg aus der Stigmatisierung als Dieb besteht – verkürzt formuliert – darin, sein Gewordensein, sein Dasein anzunehmen und das Schicksal als das seinige zu definieren – im Akt der Übersteigerung es zu transzendieren. »Genet hat beschlossen zu sein, was er war, oder, wenn man so will, das hat sich in ihm beschlossen.«⁷ Freiheit ist nicht die Flucht nach vorne, hat keinen Nullpunkt und ist stets auch Gewordenes. Freiheit muss sich innerhalb des Gegebenen bzw. der Situation entfalten, diese gleichsam neu setzen. Insofern ist sie ein ready-made im Sinne von M. D. Der Sohn (Ingo) des Schriftstellers (Karl) stellt sich der Schrift und schafft ein Tableau für einen neuen befreienden Konflikt indem er das Bild zur Stelle ruft. Er macht daraus nicht eine persönliche, gar autobiografische Geschichte, er bearbeitet direkt und ohne Scheu vor Risiken das Minenfeld der Sprache selbst und löst das Sprachbild – die Imagination – aus dieser heraus und zieht sie ins Feld der Flucht (das Studium der Kunst). Aber es war ja die Flucht die ihn im Zufall das Grauen wahrnehmen lies. Bleiben, zurückkehren und gehen, weggehen. Das alles gleichzeitig. Getrennt und doch verbunden. Das Paradoxe herbeirufend. Keine Anklage des von der Literatur gezeichneten, kein Namenswechsel. Ein zurückgeholter Metierwechsel, eine Rückkehr gleichermaßen. Die Arbeit eines Sohnes ist letztlich vielleicht die Arbeit am Vater bzw. an der Sprache. Nicolai de Cusa schreibt in seinem Buch »De docta ignorantia«, »Die belehrte Unwissenheit« folgenden rätselhaften aber in diesem Zusammen-

⁷ Jean-Paul Sartre: *Komödiant und Märtyrer*, Frankfurt am Main, 1982 (1952), Seite 87.

8

Nicolai de Cusa:
De docta ignorantia,
Die belehrte Unwissenheit, Buch I,
Lateinisch-Deutsch,
Hamburg 1994
(1440), Seite 79.

9

Roland Barthes:
Die Vorbereitung des
Romans, Vorlesung
am Collège de France,
1978–1979 und
1979–1980, heraus-
gegeben von Éric
Marty, Frankfurt
am Main, 2008,
Seite 34.

hang erleuchtenden Satz im Kontext der Diskussion der Trinität: »Der Vater ist also nicht früher als der Sohn und der Sohn nicht später. Vielmehr ist der Vater in dem Sinne früher, daß der Sohn nicht später ist.«⁸ Jean Francois Lyotard schreibt, dass die Postmoderne der Moderne vorausgehe. *Vita nova*: Der folgende Satz von Roland Barthes wird hier umgelenkt (von Barthes Alterszeit zu Springenschmids Jugendzeit) und zu einer Beschreibung von I. S.: »Ändern, das heißt also, der ›Erschütterung‹ der Lebensmitte einen Inhalt geben – in gewissem Sinne ein Lebensprogramm (das Programm einer *Vita Nova*). Für einen, der schreibt, der das Schreiben gewählt hat, der den Genuß und das Glück zu schreiben verspürt hat (beinahe als ›Urlust‹), kann es (wie mir scheint) keine andere *Vita Nova* geben als die Entdeckung einer neuen Schreibpraxis.«⁹ Neu beginnen in der Vorgeschichte. Insofern sind Springenschmids Arbeiten Vor-geschichten. Die Geschichten stellen sich nicht ein. Die Texte stellen sich vor die Geschichten, bremsen sie gleichsam aus. Wenngleich Bilder erscheinen – etwa wenn ich Pattstellung lese – die sich in der erneuten Lektüre im Text nicht finden lassen. Diese Bewegung des WEG und Zurückrufens müsste noch genauer durchdacht werden. In diesem Wider-Spruch, in dieser Wiederholung (ohne langes i!) liegt eine der Intensitäten der Initiale I. S. Die Flucht, das Grauen, die Rückkehr. Diese unablässige Bewegung.

Zwei

Ich sehe eine Arbeit von Springenschmid in einer Ausstellung. Ich lese einen Text, etwa Pattstellung oder im Buch *Zu Fall und Stelle*. Ich sehe ihn als Person. Eine Person im Elfenbeinturm, völlig zurückgezogen, wortlos, fern jeder organisatorischen Tätigkeit, für ein Engagement nicht zu haben. So kann man sich täuschen. Springenschmid enttäuscht, irritiert. Wir sind bei der zweiten Konstellation. Wie soll ich sie nennen? Kontemplation und Arbeit bietet sich mir als Begriffspaar an. Etwas riskant vielleicht. Mitbegründer des Vorarlberger Autorenverbandes, viele Jahre die zentrale Figur von *AllerArt* in Bludenz, zahlreiche Eröffnungsreden bei Ausstellungen, äußerst engagierter Lehrer für bildnerische Erziehung in Bludenz, lebhafter Diskutant etc. etc.. Auch das ist I. S.. Für viele sind seine Texte wohl ein hermetisch abgedunkeltes Dorf am Rande der Kommunikation, aber letztlich wohnt dort das Wort das spricht, das anspricht.

10

Vergleiche Master-
arbeit von Bayram
Özer.

11

Theodor W. Adorno:
Ästhetische Theorie,
Frankfurt am Main,
3|1977 (1969),
Seite 213.

Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen, wir kennen diesen berühmten Satz von Ludwig Wittgenstein. Das Schweigen ist aber als Aktivität bei ihm gedacht. Insofern kann ein Text ein aktives Schweigen sein, ein verlorenes Bild, ein Sehen.¹⁰ – Das Bild des türkischen Choreografen Erdem Gündüz, wie er stundenlang still und ruhig auf dem Taksim-Platz in Istanbul gestanden hat um gegen Erdogan zu demonstrieren. Es ist mir wie ein Portrait von Ingo Springenschmid erschienen. Das Bild als Portrait hält an. Nicht, dass das Schreiben oder die Arbeit am Bild ein Untätigsein wären, sie sind selbst ein Engagement an der Sprache und am Bild. Aber auch Kontemplation ist ein Engagement und nicht ein Chillen wie das neomodisch ausgesagt wird. Kunst zeichne sich durch das Engagement an der Form aus, so formuliert es Theodor W. Adorno in seiner Ästhetik, nicht in gesellschaftlicher Aktion: »Kunst hat soviel Chance wie die Form, und nicht mehr.«¹¹ Ingo Springenschmid bringt beides in sehr hoher Qualität zustande. Ich sage, gerade weil er beides macht.

Viele die I. S. als Pädagogen im Fach bildnerische Erziehung hatten, kommen ins Erzählen, wenn sein Name fällt. Die erinnerten Ereignisse haben stets einen Charakter von Erlebnissen des Erkennens. Sein Umgang mit Schülerinnen und Schülern erscheint selbst als Kunst. Pädagogik ist eine Kunstform, nicht ein Lernmanagement das mit Testfabriken entwickelt werden kann. Springenschmids Arbeiten, seien es Texte oder Bilder – oder Konstellationen – öffnen, halten offen. Das ist sein Stil, besser seine Geste auch im Umgang mit jungen Menschen, seien es SchülerInnen, junge AutorInnen oder KünstlerInnen. Ingo nimmt wahr. Ich werde wahrgenommen, ernst genommen. Das ist – was ankommt. Das ist das was bleibt. Was bleibt ist das was ist. Gegenwärtigkeit. S. I. gibt der Sprache als Literatur eine Chance. Als wäre der Umgang mit ihr, der Sprache ein Labor für den Umgang mit den Menschen: Ihnen eine Chance geben. Im Theologischen wäre die hier in Zwei zur Aufführung gelangende Parallaxe leichter zu beschreiben: Eine gute Seelsorge braucht eine tiefe Spiritualität. Manchmal muss ich mir Sätze entlehnen aus anderen Talschaften. In der Kunst, respektive in der Literatur fehlen mir dazu die brauchbaren Begriffe. *Ora et labora*, sagten sie in den Klöstern. Kunst und Leben, keine naive Mischung oder Vermengung. (Wenn der Körper, das Leben selbst das Werk sind, also die Trennung nicht möglich ist, ist das fatal.) Eine Distanz der Nähe und eine Nähe der Distanz. Erhabenheit wäre dafür der Begriff bei Kant oder Aura bei Benjamin. Oder wie Ingeborg Bachmann es in etwa gesagt hat: Menschlichkeit: den Abstand wahren können.

12

Jacques Derrida:
Dissemination, Frankfurt am Main, 1995 (1972), Seite 11.

13

Ebenda, Seite 34.

14

Gilles Deleuze | Félix Guattari: *Was ist Philosophie*, Frankfurt am Main, 1996 (1991), Seite 75.

15

Ebenda

Drei

Wie aber eine Decollage beginnen? Wie eine Dekonstruktion beginnen ohne auf einen Ursprung oder eine Fiktion zu setzen? »Dies hier (also) wird kein Buch gewesen sein.«¹² schreibt Derrida in *Dissemination* »Die Dissemination eröffnet ohne Ende (fin) diesen Riß der Schrift, der sich nicht mehr vernähen läßt, den Ort, an dem weder der Sinn, und wäre er auch ein pluralistischer, noch irgendeine Form von Anwesenheit mehr die Spur festhält | niederschreibt (n'agraphe).«¹³ Wie am Jetzt festhalten? Wie die Anspielung nicht zur Illusion werden zu lassen? Im Schreiben, in Zusammenstellungen bzw. Konstellationen. In Text und Bild. In der Bildlichkeit von Text und der Textualität von Bild. Text und Bild stehen in der abendländischen Kulturgeschichte für die Gegenpaare Rationalität und Irrationalität, Wahrheit und Trug. Als könnten Sätze nicht Idyllen oder Ideologien konstruieren, als hätten Bilder keinen Anspruch auf Wahrheit. Gegenwärtige Bildwissenschaft und Bildphilosophie hebt diesen Gegensatz auf, die Arbeit von Ingo Springenschmid vollzieht das in ihrer Praxis schon seit Jahrzehnten. Text UND Bild wie ein Liebespaar mit getrennten Schlafzimmern oder mit getrennten Wohnungen. Ystad und | oder Maputo.

Löst er etwa das Bild aus dem Sprachbild (der Fiktion) und bearbeitet es getrennt? Ist da eine eigenwillige Strategie auszumachen? Ich vermute, ja. Im Text scheint das Bild verschwunden, gleichzeitig scheint es, als beschrieb er ein Bild, eine Konstellation aus Papier, Farbbandspuren, Rissen, großen Buchstaben, Objekten. Als beschrieb er, erschreibe sich der Text den ihm entfernten Gegenstand, das Kunstwerk. Als liege in dieser Übersetzung die Lücke, um die es gehe. Gleichzeitig, als wären das, was wir als Bilder sehen, nichts als Reste des Schreibprozesses, liegengelassene Blätter, beschrieben, unbeschrieben, zerrissen, verbrannt. Zerbrochenes Glas dazwischen, als gelte es die Distanz zu überbrücken, zu begreifen und nicht nur zu sehen. »Die Figuren haben nichts mit Ähnlichkeit und nichts mit Rhetorik zu tun, sie bilden vielmehr die Bedingung, unter der die Künste auf einer Kompositionsebene des Universums Stein- und Metall-Affekte, Seil- und Wind-Affekte, Linien- und Farben-Affekte produzieren.«¹⁴ Als hätten Gilles Deleuze und Félix Guattari Patti- stellung gelesen bevor sie das Buch »Was ist Philosophie« geschrieben haben. »Die Kunst denkt nicht weniger als die Philosophie, aber sie denkt in Affekten und Perzepten.«¹⁵ Text und Bild arbeiten anders, aber nicht weniger. Als wären die Reste brauchbarer. Als wären die zufälligen Fundstücke näher als die gesuchten. Als wären die Lücken in den Gesprächen vielsagender als der Gesprächsstoff. Wie eine Decollage beginnen? Ohne zu zertrümmern, ohne Angriff, ohne Feindschaft? Wie anfänglich den Anfang verhindern?

16

Erich Fried: *Es ist was es ist. Liebesgedichte, Angstgedichte, Zorngedichte*, Berlin 1996.

17

Gilles Deleuze | Félix Guattari: *Was ist Philosophie*, Frankfurt am Main, 1996 (1991), Seite 51.

18

Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie*, Frankfurt am Main, 3|1977 (1969), Seite 251.

Als wäre es eine Spur, ein Hauch, ein Atem – der Leben (groß geschrieben) lässt, was es ist. »Es ist Unsinn sagt die Vernunft, es ist was es ist sagt die Liebe«¹⁶ schreibt Erich Fried. Wie eine Decollage, als Decollage beginnen, wie den Rest anlegen – in Text und Bild und Textbild und Bildtext – ohne Fiktion, der Spur verpflichtet – die IST.

I. S. (ohne Punkte) ein Annagramm der Arbeit an der Frage und – der Antwort. Als wären es Aufzeichnungen mit teils gelöschten Stellen. Als wären es Fundstücke verllorener Bilder. Und das Material. Die Taste – wie beim Klavier. Gekochte Bäume würde Gerhard Meier schreiben. Gekocht bis verkohlt. Freilegungen. Ja. Sätze riskieren. »Konsistenz verleihen ohne irgend das Unendliche preiszugeben.«¹⁷ schreiben Deleuze und Guattari bezüglich der Philosophie. Oder Adorno über die Kunst: »Paradox hat sie das Unversöhnte zu bezeugen und gleichwohl tendenziell zu versöhnen; möglich ist das nur ihrer nicht-diskursiven Sprache (wegen)«¹⁸ Wie das (Barthsche) Punktum erzielen, wo es doch eine Gnade in der Unterordnung unter den Apparat ist? In einer Assemblage von 1982 zeigt Springenschmid eine Notiz eines Schülers und einen Papierknäuel. Erst die Notiz habe ihn den Wert des Knäuels erkennen lassen, der daneben gelegen hatte. Vielleicht ist das ein gutes Bild für das Verhältnis von Werk und RezipientInnen. Es lässt uns etwas entdecken, daneben. Wir sollten uns nicht festklammern an der Notiz allein.

Gegen Ende zu

Ingo Springenschmid schreibt eigentlich keine Essays, der Beginn meiner Rede könnte das missverständlich als Bild evoziert haben. Dennoch, in einem gewissen Sinne, nämlich jenem der Werk- und Lebensform, ist er Essayist, als Mensch des Dazwischen, der Freiräume schafft und anderen Freiräume ermöglicht. Ich sehe ihn als Lyriker, als intermedialen Lyriker. Vielleicht könnten wir auch von Haikus sprechen – obwohl nichts an deren äußere Form erinnert, gerade deswegen. »Für mich liegt das unmittelbare Kriterium für ein gelungenes Haiku darin: daß sich aus ihm kein Sinn, keine Symbolik erschließen läßt; daß es nicht zum (metaphysischen oder gar ›endoxalen‹) System (des gesunden Menschenverstandes) ›gerinnt‹«¹⁹, schreibt Roland Barthes in seinem wunderbaren Buch »Die Vorbereitung des Romans«. Mark Z. Danielewski: Das Haus, von Zampanò, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Johnny Truant, im Original: »House of Leaves« im Jahre 2000, Seite 169: »Ich habe die ganze letzte Stunde damit zugebracht, einen Weg zu suchen, der wieder zur Treppe zurückführt.«²⁰

1987, Edition neue Texte, Herausgeber Heimrad Bäcker, Linz. Ingo Springenschmid, Pattstellung: »-gerechnet werden muß, daß, wenn man hier noch länger aushält, es besser ist, ein thema einzuschlagen, jenes tempo, das die stadt, in der manier der fußgänger, in das man beim abschreiben und vorlesen ohnedies verfällt, einschlägt und das jetzt die einzige möglichkeit ist weiterzukommen (wobei man sich vielleicht doch unbemerkt von der stadt, die sich mit einem blick überfliegen läßt, entfernt hat),...«²¹

Die Zärtlichkeit wohnt in der Zerbrechlichkeit. Vielleicht ein guter Satz dem Ende zu. S. I. lassen wir die Punkte weg. Ohne Punkt am Ende und dazwischen. si, ja. Oder wie die Ökonomie des Wunsches von Jean-Francois Lyotard als Theorie des intensitätsleitenden Körpers endet: »Wir erfinden nichts, es ist da, ja, ja, ja, ja.«²²

miriam singer
(1898–1987)
Ölfarbe, Tusche,
Kunstharz auf Karton
63,7 × 37,9 cm

19
Roland Barthes:
*Die Vorbereitung des
Romans, Vorlesung
am Collège de France,
1978–1979 und
1979–1980*, heraus-
gegeben von Éric
Marty, Frankfurt
am Main, 2008,
Seite 139.

20
Mark Z. Danielewski:
Das Haus, München,
2009, Seite 169.

21
Ingo Springenschmid,
Pattstellung, Linz,
1987, Seite 21.

22
Jean-Francois
Lyotard: *Ökonomie
des Wunsches,
Économie libidinale*,
Bremen 1984 (Paris
1974), Seite 381.

Hubert Matt
Geboren 1959 in
Bregenz. Der Künst-
ler, Essayist und
Philosoph unter-
richtet Design und
Designtheorie an
der Fachhochschule
Dornbirn und leitet
die Hohenemser
Sommerakademie.
Er lebt in Bregenz.
Arbeiten von
Hubert Matt waren
unter anderem in
der Neuen Galerie
Graz, der Kunsthalle
Wien, der Kunst-
halle Krems und
der Galerie Lisi Häm-
merle in Bregenz
zu sehen.

Impressum

Medienhaber, Herausgeber und Redaktion: Daniela Egger, Ulrich Gabriel, Wolfgang Mörth

Redaktionsadresse: A-6900 Bregenz, Babenwohlgweg 19, Telefon (0043-5574) 42 7 82, info@miromente.at, www.miromente.at

Grundlegende Richtung: Literatur Bankverbindung: Konto-Nr. 14 154 119 125, Hypobank Vorarlberg, BLZ 58000

Copyright © 2013: Alle Rechte bleiben bei den Autoren. Jede Art der Vervielfältigung ohne deren Genehmigung ist unzulässig.

Gestaltung: Clemens Theobert Schädler, Büro für konkrete Gestaltung Schrift: FF Parable, entworfen von Chris Burke, www.fontshop.at Papier: Munklen Pure, 240 g und 90 g

Herstellung: BUCHER Druck Verlag Netzwerk, Hohenems Auflage: 1.500 Exemplare im September 2013

Abonnement: 4 Ausgaben inklusive Versandkosten Österreich 18,- EUR | Schweiz 27,- EUR | Welt 50,- EUR

Förder-Abonnement: gut 25,- EUR | böS 50,- EUR | gut und böS 75,- EUR

Bestellungen: info@miromente.at

